

# Der Oberschlesier.

Oberschles. Wochenschrift. — Erscheint jeden Sonnabend. — Freie Aussprache für alle Oberschlesier.

Sonnabend, 22. Mai 1920.

Einzelnummer 30 Pfg. Postbezug monatl. 1,20 Pfg., vierteljährl. 3,60 Mk. auschl. Bestellgeld. Verlag u. Schriftleitung: „Der Oberschlesier“ Oppeln, Bismarckstr. 111. Fernruf 98. Zweigstelle Katowice, Gulland Freytagstraße 19 III. Postcheckkonto Breslau I Nr. 29595.

Nummer 21. 2. Jahrgang.

**Inhalt:** Reise als Kunststätte. Von Dr. Knöfel. — Aufruf! Von Wirbiky. — Geschichtlicher Überblick über die Sprachenfrage in den letzten zwei Jahrhunderten in Oberschlesien. Von Dr. Schramek. — Wochenschrift. — Pfingsten. Von Bayduk. — Von obereschlesischen Bühnen. — „Cetra-Rosen.“ Von Dr. E. — Mein Schließen lieblich. . . Von R. B. — Vor der Grotte in St. Annaberg. Von Dupka. — Die Geschichte des Franziskanerklosters auf dem St. Annaberge bis zur Säkularisation im Jahre 1810. Von Dr. Montanus. — Randglossen zur Frage: Katholischer Klerus und Nationalpolitik in Oberschlesien. Von Pacificus. — Die Kriegshinterbliebenenfürsorge in der Stadt Gleiwitz. Von Dr. Warlo. — Aus Oberschlesiens Vergangenheit. Von Paul Kubser. — Bilder aus der polnischen Geschichte. Von Prof. Laubert. — Der Ortsname Rokittin (Kr. Beuthen.) Von Perlik. — Wie der kranke Oberschlesier früher kuriert wurde. Von Wientek. — Die Kohlwiese. Von Görlich. — Kindesdank. Von Chrobok. — Wie im obereschl. Zweisprachengebiete die Schule sein muß und sein wird. Von Nockka. — Doktor Sibipublik. Von Pilot. — Lustige Mappe. Von Ederbusch.

## Reise als Kunststätte.

Es gibt eine größere Anzahl Orte, die als Kunststätten überall einen berühmten Namen haben. Eine obereschlesische Stadt ist nicht unter ihnen, und es kommt uns auch gar nicht in den Sinn, Reise etwa mit dem vielbesuchten und vielgelobten Nürnberg vergleichen zu wollen, aber es vermag doch wohl der Beweis mit vielen anderen aufzunehmen, und gewiß wird mancher, der hierher gekommen war, erstaunt gewesen sein, so herrliche Architekturbilder an des Reiches Südoberste zu finden.

Wenn anderwärts ein feiner selbst bezwecktes Bürgertum oder kunstliebende Fürsten, die dort ihren Sitz hatten, eine Stadt zur Stätte der Kunst gemacht haben, so trifft gerade in Reise beides zusammen. Bekanntlich entwickelte sich in dem fast menschenleeren Waldlande, in dem neben einer kleinen slawischen Siedlung die deutsche Stadt begründet worden war, das Deutschertum aufs kräftigste und brachte auch auf dem Lande schon zeitig Massivbauten hervor. Dem Geiste der Zeit nach handelte es sich dabei fast ausschließlich um Kirchen. Alle diese und auch sehr viele andere Gotteshäuser Schlesiens überragt an Mächtigkeit und Kunstwert die Jakobspfarrrkirche; sie entstand zum größten Teile während des 15. Jahrhunderts in zwei Bauabschnitten. Die Seitenschiffe steigen in halber Breite des Mittelschiffes bis zu dessen Höhe empor, so daß der Bau den damals für Pfarrkirchen so beliebten Typus einer Hallenkirche darstellt. Dagegen erinnert der Umgang um den hohen Chor an Kathedralen. Der abweichend von dem gewöhnlichen Gebrauche abseits der Kirche errichtete massive Turm ist seit 1516 nicht über das vierte Stockwerk hinausgekommen und mit einem Nordturm geschlossen worden. Aber auch so bildet er zusammen mit dem Gotteshaus eine malerische Baugruppe, die sich besonders vom Ringe aus dem Blicke des Beschauers aufs vorteilhafteste darbietet.

Wie bei allen mittelalterlichen Kirchen, hat auch die Jakobspfarrrkirche ihr heuriges Aussehen und ihre innere Ausstattung erit im Laufe der Jahrhunderte erhalten, sind alle itend herrlich gewordenen Stile an ihr beteiligt oder richtiger waren beteiligt, da eine am Ende des vergangenen Jahrhunderts erfolgte Erneuerung mit der Innenausstattung aus dem 17. und 18. Jahrhundert fast völlig ausgeräumt hat. Immerhin bieten die Kapellen, die noch während des 15. Jahrhunderts zwischen die Strebeulen eingezogen worden waren, noch genug an Kunstwerten. Dem Ende des Mittelalters gehört noch ein Tafelbild an, das die Gottesmutter mit den vierhundert hl. Nothelfern darstellt, eine Schöpfung von Albrecht Dürers Bruder Hans. Aus derselben Zeit stammt ein Schnitzaltar mit dem Leiden Christi. In ihnen mischen sich schon stark die absterbende Gotik und die jugendlich aufstrebende Renaissance. Dieser hauptsächlich gehören die zahlreichen, meist feineren Grabdenkmäler an. Wahre Perlen sind vor allem diejenigen von Breslauer Bischöfen des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts. An anderen, heuchleren Orten würden sie eines wein verbreiteten Ruhmes genießen.

In eine ganz andere Welt als die gotische Hauptkirche führen uns die beiden doppeltürmigen Gotteshäuser des ehemaligen Jesuitenkollegiums, jetzt Gymnasiums, und von Peter und Paul, der früheren Kirche des Konvents der Kreuzherren, eine Kinder des malerischen Barockstils vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Gerade in Peter und Paul offenbart sich im Inneren die von den Barockkünstlern so meisterhaft verstandene Verschmelzung der drei Schwefelsteinarten Architektur, Bildhauerei und Ma-

## Aufruf!

Oberschlesische Künstler und Schriftsteller! Meldet euch bei dem Unterzeichneten mit Beiträgen jeglicher Art für den siebenten Jahrgang des Schlesienschen Museum Almanachs, der als Sonderausgabe unter dem Titel: „Kunst in Oberschlesien im Verlage des „Oberschlesiers“ zu Oppeln erscheint! Endtermin für die Einreichung von Gedichten, Skizzen, Novellen, Aufsätzen, Bildern, Noten, Photographien, Klängen usw. ist der 30. Juni 1920. Auch Nichtberufschlesier dürfen künstlerisch ausgeführte, volkstümlich gehaltene Arbeiten, sofern sie sich Stofflich mit Oberschlesien befassen, einreichen. Oberschlesiens Land (Gebirge, Wälder, Industriegegend, Städte, Dörfer, Burgen, Schlösser, Klöster, Kirchen, Gewässer), Oberschlesiens Volk (Dichter, Maler, Bildhauer und andere Künstler) sollen hierbei möglichst viel beachtet werden. Bestimmte Grenzen können nicht gezogen werden. In der Wahl des Stoffes wird jedem einzelnen der weiteste Spielraum gelassen. Heil Oberschlesien!

Der Herausgeber, Wilhelm Bierlich in Anskowitz, L. S., Fach 37.

erei zu einem harmonischen Ganzen. Beide Kirchen bilden nur einen Teil der Kunstwerke, die jene Zeit schuf. Damals stand an der Spitze des Breslauer Witzums und des Meißner geistlichen Fürstentums ein Mann aus hochfürstlichem Hause, der Pfalzgraf Franz Ludwig bei Rheine (1683—1732). Ganz entsprechend der Zeitrichtung und der Auffassung der Fürsten von ihrem Beruf konnte er sich nicht genug tun, auch in der Schaffung von Bau- und anderen Kunstwerken. Wie die geistliche Stadt um den Breslauer Dom, erzählt auch seine Residenz Reise von seiner Tätigkeit. Vor allem ist neben dem schon 1741 verschwundenen großen Hospital, dem sogenannten Neugebäude, das jetzt als Landgericht dienende ehemalige Residenzschloß an der Bischofstraße zu erwähnen, das charakteristische Beispiel eines Stadtpalastes der Barockzeit.

Auf derselben Straße fällt uns eine Anzahl Giebelhäuser ins Auge. Sie sind bezeichnende Zeugen einer anderen, früheren Kunstperiode. Ist das Barock seinem Wesen nach eine städtische Kunst, so war der Träger der Renaissance das Bürgertum. Das 15. und 16. Jahrhundert bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges stellt wirtschaftlich eine Blütezeit des deutschen Bürgertums dar, und diese fand ihren äußeren Ausdruck neben den Grabmälern in den Kirchen, vor allem in den Bürgerhäusern, öffentlichen wie privaten. Wenn auch der mittelalterliche Typus des schmalen, zugiebeligen Hauses erhalten blieb, so sollten doch jetzt der Volutenschmuck der Giebel und die kunstvollen Portalgewände mit ihren Sprüchen, Wappen und Hausmarken von dem Reichtum und Selbstbewußtsein des Bürgers Zeugnis ablegen. Einstr war Reise überreich an solchen Bauten; die Kunstzeit hat manche Dreiecke hineingelegt, aber noch immer sind eine ganze Menge erhalten, ebenso wie solche aus der Barockzeit, die sich in den Bürgerbauten nur als eine Fortbildung der älteren Kunstproduktion zu erkennen gibt. Als besonders schönes Beispiel eines Portalgebäudes ist das von Bischofstraße 72 vom Jahre 1592 hervorgehoben.

Tragen diese Giebelhäuser vor allem dazu bei, einen Gang durch die Straßen der Stadt zu einem künstlerischen Genuß zu gestalten, so steigert sich dieser zu voller Höhe auf dem Marktplatz. Von dem mittelalterlichen Rathaus ist nur der mit steilem Spitzdach bekrönte, schlanke Ratsturm erhalten. Gegenüber dem mächtigen Kupferdach der Pfarrkirche in seiner horizontalen Richtung bildet er ein ästhetisch sehr feines Gegengewicht. Trotz des Stilunterschiedes aber klingt er aufs trefflichste zusammen mit dem ehemaligen Waagehäuse der Stadt. Noch erinnert an diese seine frühere Bestimmung der massive Wagenskasten in der Laube des Gebäudes, die den vorderen Raum des Erdgeschosses ausmacht. Ganz im Sinne der Hochrenaissance hat der unbekannt Meister des Bauwerks das Hauptgewicht auf die Ausbildung des Giebels gelegt, in dem die horizontalen der Gesimse mit den Vertikalen der Voluten und Spitzgiebeln trefflich harmonieren. Die Wirkung wird endlich noch durch die im vergangenen Jahrhunderte erneuerte Bemalung der Schauseite gesteigert. Gerade dieses Gebäude gibt im Verein mit dem hochalberlichen Ratsturm und der den Wintergarten bildenden Giebel der Pfarrkirche dem Ringe von Reise sein charakteristisches Weien, das dem Besucher der Stadt sich unwillkürlich tief einprägt.

Von der einzigen Umwehung der Stadt ist fast nichts mehr erhalten, nur der Breslauer Torturm, der den vom Bahnhof kommenden bald begrüßt, darf durch seine der Renaissance angehörige Bekrönung Anspruch auf Beachtung

erheben. Beim Durchschreiten der nun folgenden Breslauer Straße fällt uns zur Linken der sogenannte Schöne Brunnen auf, über dessen Becken sich ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter in der Gestalt eines runden Vogelgebäuers erhebt, eine Meisterleistung des Zeugwarts Wilhelm Kelleweg vom Jahre 1886. Andere prächtige Leistungen der Schmiedekunst finden sich vor einer Anzahl von Kapellen und um den Lauffstein der Pfarrkirche. Es ist selbstverständlich, daß wir auch in dem in den Sakristeien der Kirchen befindlichen Besitz an Kleinodien und Gemälden zahlreiche Kunstwerte zu finden hoffen dürfen. Gab es doch hier in Reise seit 1571 eine blühende Goldschmiedewerkstatt, nach dem schon vorher tüchtige Meister hier genickt hatten. Als ein hochbedeutender Beiz der Gynnaßialkriste verdient besonders ein Glasbecher Erwähnung, der als Sedwizigglas bezeichnet wird und seit 1758 in einen Kokokomantel gefaßt ist. Er gehört zu einer in verschiedenen Kunstmuseen und anderwärts nachgewiesenen Gruppe von Gläsern ägyptischen Ursprungs, die aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammen. Wenn diese Kirchenstücke der Allgemeinheit natürlich weniger leicht zugänglich sind, so treten eine große Anzahl Denkmäler der großen und kleinen Kunst aus Stadt und Land Reise dem Besucher in dem Museum entgegen, und niemand, der Zeit dazu hat, sollte es verjäumen, mit Aufmerksamkeit durch seine Räume zu schreiten und zu schauen, was Heimatliebe und Sammeltrieb hier zusammengebracht und zum Teil vom Untergange gerettet haben. Jedenfalls zeigt auch das Museum, daß Reise in Wahrheit eine Kunststätte genannt zu werden verdient.

Dr. Paul Amiel.

## Geschichtlicher Überblick über die Sprachenfrage in den letzten zwei Jahrhunderten in Oberschlesien.

Von Dr. Schramek.

(Fortsetzung und Schluß).

Mit der Amtsrangigkeit Bogobain begann für Oberschlesien eine kurze Zeit wirklicher nationaler Gleichberechtigung. Nachdem bereits 1842 in Breslau ein Lehrstuhl für slawische Literatur und Sprachen errichtet und auf Verwenden der fürstbischöflichen Kurie auf ewigen (schlesischen) Gymnasien fakultativer polnischer Sprachunterricht eingeführt worden war, wurde nun auch die Volksschule polnisch und infolgedessen auch auf den Lehrplänen, sowohl den katholischen zu Oberglogau, Reiskrescham und Fildowitz, als auch den evangelischen zu Konstanz und Kreuzburg, polnische Sprache obligat. Man könnte diese Zeit als eine Zeit der Sühne bezeichnen für die bisherige stiefmütterliche Behandlung. Bisher hatte man nämlich zwar in der Theorie den Oberschlesier den Gerechtigkeit zuerkannt, in der Praxis aber war sie stets an dem Mangel an urraquiritischen Beamten gescheitert. Mit Recht jagte der Breslauer evangelische Konsistorialrat Wachner bei der Eröffnung des evangelischen Seminars zu Kreuzburg am 30. April 1858, daß dieser Tag ein Tag der Sühne sei, denn es „sollten hier Lehrer gebildet werden, die nicht bloß in Deutsch unterrichten können, sondern auch in der Muttersprache.“

Am 14. Februar 1863 ordnete die Regierung an, daß der deutsche Sprachunterricht schon in dem zweiten Schuljahre zu beginnen habe; aber der Religionsunterricht und das Kirchenlied sollte durchweg polnisch bleiben. Denn „nur die Muttersprache kann das geeignete Mittel sein, das tiefinnerste Leben zu erbauen“ und „der Gesang ist Sache des Herzens und Gemütes; hier muß der erste Text so recht eigentlich in der Muttersprache geboten werden, sowohl zum Kirchen- als auch zum Volksliede, denn solche Lieder, in der Muttersprache gesungen, finden im Herzen der Kinder einen tieferen und freudigeren Anklang und Widerhall, als wenn dieselben in der ihnen doch immerhin fremder klingenden deutschen Sprache jenen.“ — Durch diese Verfügung wurde der polnische Charakter der obereschlesischen Volksschule gestärkt. Bald sollte die polnische Muttersprache aus der Volkschule gänzlich verbannt werden.

In dem nationalen Kampf nach dem glorieösen Feldzuge von 1870/71 führte man nämlich das italienische Schulmatrikularien ein und verbot dabei jede Unterrichtsprache, die nicht deutsch war. Bekanntlich entbrannte bald auf der ganzen Linie der Kulturkampf. Auf die Gefahren des staatlichen Schulmonopols, welches die Kinder gleichsam für den Staat verpfändete, machte besonders der Mainzer Bischof Freiherr Emanuel von Ketteler aufmerksam, welcher wiederholt in Predigten und Schriften von dem „uns drohenden Unterrichtsnotstand“ sprach und die monopolisierte Zwangsschule als „die schlimmste Sta-

verei“ bezeichnet, unter der ein Volk feigen kann. Der Kirche war ja das Aufsichtsrecht über die Schule genommen, und der Bruch mit dem Elternhause trat nirgends so kraß zutage, wie in den polnischen Ostprovinzen, wo nun neben die polnische Familie eine ganz deutsche Schule trat. Für Oberschlesien wurde dies am 20. September 1872 von der kgl. Regierung in Oppeln angeordnet. Nur auf der Unterstufe durfte im Religionsunterricht vorläufig noch etwas polnisch gesprochen werden. Diese nationalisierende Schulpolitik konnte sich auf keine pädagogischen Gründe stützen und berief sich auch nur auf die jogen. „höheren Staatsrück-sichten“.

Selbstverständlich konnte die katholische Kirche diesen unannehmbaren Zustand nicht gutheißen: Am 23. Februar 1873 verbot Erzbischof Ledochowski von Gnesen-Posen seinem Klerus, polnischen Kindern deutschen Religionsunterricht zu erteilen, und am 6. April desselben Jahres erließ auch der Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster ein Zirkular, in dem er beteuert, daß „der Religionsunterricht der Kinder polnischer Zunge ein besonderer Gegenstand seines schmerzlichen Kummer“ bleibe. „Der nur polnisch redenden Kindern in der Schule zu erteilende deutsche Religionsunterricht muß, weil unverständlich, für Gemüt und Wille wirkungslos bleiben und würde trotz der zahlreich errichteten Schulen die Jugend ohne den heilsvollen Einfluß der Religion heranwachsen, wenn nicht in anderer Weise ihr der notwendige Ersatz geboten wird.“ Wo die Geistlichen allein aus Mangel an Zeit nicht imstande sind, den polnischen Religionsunterricht zu erteilen, empfiehlt der Fürstbischof, fromme Laien für dieses Werk der Barmherzigkeit zu gewinnen, und will bei armen Gemeinden selbst helfend eintreten, wenn etwa Lokale für den Unterricht zu mieten wären. Auch Pius IX. erklärte sich gegen das nationalisierende Schulsystem. In der Enzyklika vom 21. November 1873 protestierte er gegen die Bedrückungen, welche die Kirche in der futurkampferischen Schweiz und in Preußen zu erdulden hatte, und neben der Vertreibung der Ordensleute, Eliminierung der Kirche aus der Schule, Schließung der Seminare, Behinderung der freien Predigt usw. beklagte er sich darüber, daß „elementa religioe institutionis in nonnullis regni partibus materna lingua tradi prohibentur.“

Als der Kulturkampf langsam abklang, begannen sofort energische Proteste von Klerus und Volk gegen die Ignorierung der polnischen Muttersprache in der Schule und Petitionen um Wiedereinführung derselben in ihre natürlichen Rechte. Den Anfang damit machte die ober-schlesische Katholikenversammlung in Lechnitz im Jahre 1882. Da keine Änderung eintrat, beschloß auch die Königsberger Versammlung im Jahre 1883 eine Petition, welche mit 53 000 Unterschriften versehen, durch den Abgeordneten Letocha in Berlin überreicht wurde, zugleich mit einer Artikelserie: „Einige Urteile über den Wert und die Eigentümlichkeiten der ober-schlesischen Volkssprache“ (Schles. Volkszeitung 1883, Nr. 488, 490, 494, 500). Zugleich wandte sich der Klerus an den Fürstbischof Robert Herzog, welcher den Eifer seiner Geistlichkeit lobte und auch seinerseits bei der Regie-

**„Der Oberschlesier“**  
 ist ein Sprechsaal für Jedermann. Gehaltvolle, sachliche Darlegungen von Angehörigen aller Schichten, Berufe, Richtungen und Parteien werden unterschiedslos abgedruckt. Wir bitten um rege Aussprache.  
**Lezt, haltet, verbreitet den „Oberschlesier.“**

rung wegen des polnischen Religionsunterrichtes vorstellig wurde. Um den lästigen Petitionen ein Ende zu machen, suchte die Regierung den neuen Fürstbischof Kopp für eine weniger idiosynkratische Haltung in der Polenfrage zu gewinnen. Sie war sich nämlich wohl bewußt, daß nach dem Kulturkampf erst recht gelte, was der Regierungsrat Baron 1871 in der Doppelner Philomathie betont hatte, nämlich: „Was vermag die Schule in ihrer Schwäche gegen die Kirche, welche alle Lebensverhältnisse beherrscht? Solange die letztere nicht in und für das Germanisierungswerk mit eintritt, d. h. in allmählichem Fortschreiten der deutschen Sprache eine Stelle im gottesdienstlichen Gebrauche einräumt, kann die Schule aus ihrer Ohnmacht nicht herauskommen.“ (Wgl. Schles. Prov.-Blätter 1872).

Fürstbischof Kopp glaubte der Regierung in der Polenfrage tatsächlich entgegenkommen zu müssen und ordnete durch ein vertrauliches Zirkular an, daß Beicht- und Kommunionunterricht von nun an überall in zwei Abteilungen, einer deutschen und einer polnischen, zu erfolgen habe und daß alle polnischen Kinder, welche dem deutschen Unterricht mit Nutzen folgen können, wie Kinder deutscher Eltern zu behandeln seien — hier steht der charakteristische Zusatz: „wobei ich davor warnen möchte, die Fälle mangelnden Verständnisses im Deutschen zu sehr zu verallgemeinern“ —, daß endlich auch die Kinder, die weder deutsch noch polnisch recht verstehen, besser der deutschen Abteilung zuzuwenden seien. Durch dieses Zirkular vom 6. August 1890 wurde der Schein erweckt, als ob die Kirche den Bruch der Schule mit dem Elternhause billigte und einen Religionsunterricht in der Muttersprache für überflüssig hielt. Leider war hier eine Art positiv-fiktionsrechtlicher Grundlage gegeben für die josphitischen Deutungen der Hauptapologeten der Germanisierungspolitik in Oberschlesien Kaffet und Feja. Doch der Klerus, welcher im Kulturkampf das Volk geführt und bei ihm die innige Stütze gefunden hatte, dachte anders. Auf dem Katholikentage zu Kattibor im Jahre 1891 wurde eine neue Petition um Wiedereinführung des polnischen Religionsunterrichtes beschlossen und in nächsten Jahre mit der impopulanten Anzahl von 126 000 Unterschriften abgeleant. Als auch dieser Versuch ohne Erfolg blieb, gab man vorläufig die Hoffnung auf nationale Gleichberechtigung in Oberschlesien auf. Nur der Klerus hat noch einmal im Januar 1899 den Kultusminister Bosse um Gewährung des

polnischen Religionsunterrichtes, aber auch diesmal vergebens. Die polnische Sprache blieb völlig entrechtet, und die polnische Sache in Oberschlesien schien begraben zu sein. Zahraus jahre ein triumphierendes der Regierungspräsident Schwerin und sein Oberregierungsrat Küster über die rapide zunehmende Zahl der polnischen Kinder, die sich zum deutschen Religionsunterricht meldeten. Die Aussichten für die Polen waren fast ausichtslos; Oberschlesien schien für sie ein nationales Leichenfeld werden zu wollen.

Da kam der Weltkrieg mit dem bekannten Ausgang. Die Allgenal des Deutschen Reiches war gebrochen, und das nationale Recht schien sein gekrümmtes Haupt wieder erheben zu dürfen. Die neue Verfassung vom 11. August 1919 verkündete auch wirklich im Artikel 113:

„Die fremdsprachigen Volksteile des Reiches dürfen durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in ihrer freien, volkstümlichen Entwicklung, besonders nicht im Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht sowie bei der inneren Verwaltung und der Rechtspflege, beeinträchtigt werden.“

Aber — Theorie und Praxis sind zwei verschiedene Dinge. In Oberschlesien wird zwar von nationaler Gleichberechtigung viel gesprochen und geschrieben, aber es häßet jedesmal ganz genaligt, wenn sie auf irgend einem Gebiete durchgeführt werden soll. Nicht einmal die polnische Volksschule ist verwirklicht, und postterlich ist es, zu lesen, wenn der „Oberschlesische Kurier“ (1920, Nr. 110) von einer „völligen“ Gleichberechtigung der polnischen Sprache in der Schule spricht, während doch nur der Religionsunterricht und der Schreib-les-Unterricht auf Verlangen der Eltern polnisch sein soll. Und was soll man erst sagen von der Verwaltung und Rechtspflege! Sobald die Polen unter Berufung auf Artikel 113 der Reichsverfassung die polnische Sprache gebrauchen wollen, geraten sämtliche Amtsvorsteher, Landräte, Richter und Postbeamten in Harnisch und werden feigebot. Ein polnisch adressiertes Paket will die Post nicht annehmen, obgleich das jüngst erschienene Büchlein von R. Prus: „Spis mieszkowski polskiego Slaska Górnego“ (Peuthen, 1920) das Auffinden jedes polnisch angegebene Ortes in Oberschlesien auch einem rein deutschen Beamten leicht macht.

Angehts des ängstlichen Jögerns in der Verwirklichung der elementarsten Forderungen der nationalen Gerechtigkeit kann man sich nicht wundern, wenn die polnischen Oberschlesier das Vertrauen zu Deutschland ganz verloren haben. Sogar Erzpriester Kapica, einst der sonastste Pole in Preußen, muß jetzt erklären, daß das nationale Ziel der polnischen Oberschlesier innerhalb Deutschlands nicht erreichbar ist.

**Wochenschronik.**

**Tagesvorgänge.**

Zum päpstlichen Delegaten des ober-schlesischen Abstammungsgebietes ist der päpstliche Nuntius Monignore Ratti in Warschau seitens der Kurie ernannt worden. — Zur Vorbereitung der Abstimmung für Deutschland ist ein deutsches Plebiszitkommissariat

**Pfingsten.**

Von Alfons Handl.

Festlich ruht rings die Halde,  
 Glocken jammern durch das Land,  
 Fernher jöhnt vom blauen Walde  
 Einer Birke Pflanzgewand.

Und die Mäder aller Gruben  
 Gehen still und andachtsvoll,  
 Da aus offenen Bergmannsstuben  
 Frischer Matenodem quoll.

Auf den blühenden Gausse  
 Zieht das Landvolk kirchenswärts:  
 Däher und Gesänge wehen,  
 Frohsinn segnet jedes Herz.

Lang klingen noch die Lieder,  
 Die der blonde Mai gebann —  
 Alle Jahre kehrt er wieder,  
 Küßt das blaße Heimatland.

**Von ober-schlesischen Bühnen.**

**I.**

Saben wir große ober-schlesische Dramatiker?

Unser Eichendorff war keiner. Er war ein großer Dyrker. Nur Dyrker. Wir besitzen zwar Dramen und dramatische Verjude von ihm. So die beiden historischen Schauspiel „Der letzte Held von Marienburg“ und „Ezzelin von Romano“. Auch zwei Komödien „Krieg den Philistern“ und „Die Freier“. Und eine phantastische Märchenichtung „Libertas und ihr Freier“. Aber keins dieser Werke hat irgendwelche Bedeutung für die Bühne erlangt. Warum? In der Kunst der Romantiker ist kein Raum für das Drama. Das liegt einmal in ihrem Subjektivismus. Dann in ihrer Freude an Stimmungen. In ihrer Abhängigkeit von Eindrücken. In ihrem Hang zum Phantastischen und Mystischen. So fehlt den dramatischen Werken nicht nur Eichendorffs, sondern aller Romantiker vor allem eine starke Gestaltungs-kraft und tiefere Charakteristik.

War Gustav Freytag ein großer Dramatiker? In den Schulen wird gelehrt, seine „Journalisten“ wären das beste deutsche Lustspiel nach Lessings „Minna von Barnhelm“. Wir haben neuere Lustspiele, die sicher besser sind. Deren Humor ungezwungener ist. Lustspiele, die uns mehr sagen als die ziemlich verschwommenen Schilderung des parteipolitischen Kleinraums von Annodazumal. Freytags übrige Dramen leiden an dem gleichen Mangel wie Eichendorffs dramatische Werke. Weder sein erstes Lustspiel „Die Brautfahrt“ noch die Schauspiele „Die Valentine“, „Graf Waldemar“, noch die Tragödie „Die Fabrier“ konnten sich auf der Bühne behaupten.

\* Aus dem unerschöpflichsten Zulus „Das Heilige Antlig, ober-schlesische Gedichte.“

**II.**

Nun zieht augenblicklich ein Wert zweier Oberschlesier über unsere Bühnen „Latarasjen“. Ein Singpiel. Dem man gleichfalls kein hohes Lebensalter prophezeiten kann. Das schon bei seiner ersten Gleiwitzer Wiederholung ein gähnend leeres Haus vorand.

Seine Handlung spielt in der Lutra. Ihr Kern ist an eine ungarische Sage angelehnt. Von weißen und von roten Rosen, die aus dem Feldenblut ungarischer Kämpfer emporgeblüht sind, und die jeden, dem sie in Liebe geweiht werden, vor Gefahren schützen. Dieses Motiv ist ohne Zweifel ein sehr dichterisches und deshalb glücklich gewähltes. Aber was hat der Verfasser Karl Ludwig aus Katowitz alles drum und dran gebastelt! Und wie hat er es gebastelt! Szenen und Situationsdrehen, die in einem trassen Gegenlat zu dem schönen Grundthema stehen. Die hinter dem banalsten Blödsinn der heutigen Operette keineswegs zurückstehen. In einer unbeholfen-holprigen, oft fast trivialen Versprache.

Die Musik des Kattiborer Professors Hermann Arden erhebt sich wohl hoch über die „Dichtung“. Doch bewegt sie sich auf einer unvertennbaren Diagonale von Richard Wagner zu Jean Gilbert. Man glaubt, alle die Motive, Lieder und Melodien schon irgendwo einmal gehört zu haben. Das Vortrefflichste an dem ganzen Werke ist ohne Zweifel die Duettertie, in der die Grundstimmung, von der auch Karl Ludwig nicht hätte abweichen sollen, mit dramatischer Kraft zum Ausdruck gebracht ist.

Die Aufführung, herausgebracht von dem Volkshochschulbunde Oberschlesiens und der Oberschlesischen Vortragsgesellschaft, war beeinträchtigt durch eine gewisse Launtheit und Uninteressiertheit der Darsteller. Vielleicht hat das leere Haus zu wenig ermunernd auf sie gewirkt. Einzig und allein Wilhelm Mewes, der Spielleiter, legte sich kräftig ins Zeug, drückte aber durch zu stark betonte Komikermäßen den Eindruck des Ganzen noch tiefer herab. Marianne Gerwath als Kofka beriedigte wohl am meisten. Ihrer Schwester Margit der Paula Thumann fehlte das Wichtigste: Stimme. Ihr flottes Spiel wog den Mangel nicht auf. Fränge Sandten war eine waschechte Kabarett-sängerin. Von den männlichen Darstellern ragte nur Josef Schultze als ewig lächelnder, sehr unbedeutlich, aber mit guter Stimme singender Fesete hervor. Albert Zylert so, als wenn er das ganze Werk nicht ernst nähme . . .

Das Publikum verhielt sich zurückhaltend. Nur nach dem „Schiebertanz“ und dem Langliede „Aero-Aeroplan“ war es „gerührt“ und klatschte Beifall.

Der Katowitzer Uraufführung dieses Singpiels ging ein von Karl Ludwig verfasster Prolog voraus. Der „Dichter“ beklagt sich da, daß sein opus sters „von fremder Hand so sichtslos abgewiesen“ worden war:

„Woh! hat es oft um Einlaß dort gebeten,  
 „Wo hehrer Kunst geweihte Stätten sind —  
 „Das Tor blieb zu —“

Zum Wohle unjeres guten Rufes . . .

**III.**

Das Gleiwitzer Sommertheater hat dem „Fidelen Bauer“ von Leo Fall seine „Dollarprinzessin“ folgen lassen. Der Erfolg war ein großer. Ein bis auf den letzten Platz besetztes Haus lauschte dem immerhin ge-fälligen Libretto von Willer und Grünbaum und der frischbe-wegten, meist auf dem gefunden Boden der Volksmelodie gewachsenen Musik. Sie ist zwar nicht mehr jung; die „Dollarprinzessin“. Aber doch keine Urtavore vom musikalischen Trödelmarkt. Vor allem kein Sumpf.

Der starke Erfolg, den diese Operette erzielte, ist zum großen Teil auch Verdienst der guten Wiedergabe. Nothow hatte allerdings schwere Mühe, den Kontakt zwischen der Bühne und dem sonst so geliebteigen Orchester aufrecht zu erhalten. Heanry Fromme war die Dollarprinzessin. Gänzlich frei von den gewöhnlichen Soubretten-Allüren. Lia Walter die Daisy. Gracious und temperamentvoll. Sonthoff ist kein Stimmkrösus. Aber sein Sohn Sonder hatte gute Saltung. Kolf Günther war wohl als Fredy sehr stimmlich aber nicht sehr erfreulich. Dswoald Gzechowski gab als Hans wieder eine abge-schlossene Leistung. Seiner guten Spielleitung fällt ein Teil des Erfolges zu.

**IV.**

Das ober-schlesische Volkstheater in Königs-hütte hat seine große Scharte ausgemerzt! Mit muster-gültigen Aufführungen von Jbhens „Gespensfern“ und Strindbergs „Scheiterhaufen“.

Jbhens „Gespensfer“ wurden zuerst im Jahre 1886 in Augsburg vor einer „ernten Veranmlung von gebildeten Deutschen“ aufgeführt. Im selben Jahre fand auch in Berlin die erste Aufführung statt. Der Einfluß war ein überaus gewaltiger. Von Deutschland aus eroberten die „Gespensfer“ auch die Bühnen anderer Länder. Die Aufnahme war eine sehr verschiedenartige. In England bezeichnete man das Drama als den „Gipfel des bisher erlebten Creszenbos von wider-wärtigen Unterträglichkeiten.“ Und den Dichter bezichtigte man der „dramatischen Zeugungsunfähigkeit und der lächerlichsten Anfängerverjude.“

Man wird heute auch in England anders über die „Gespensfer“ denken. Das eine jedenfalls steht fest: In keinem früheren und keinem späteren Drama Jbhens und nur in wenigen dramatischen Werken der Gesamtliteratur ist die Technik so meisterhaft einfach und wirkungsvoll durchgeführt wie gerade in den „Gespensfern“.

Dieses Moment, dem das nordische Drama zum großen Teil seine Weltbedeutung verdankt, trat in der königshütter Aufführung besonders hervor. Die Spielleitung Goebels rrag ihm voll Rechnung. Angenehm berührte die Milderung der dumpfen Krankheitsatmosphäre, die besonders Goebels Dypald sehr zugute kam. Rosa Kippner war eine groß-zügige, in ihrem Wahheitswillen unerwärtliche Frau Alving. Trischler war dort am stärksten, wo sein Pastor Man-

gebildet und zum Kommissar desselben der bisherige Gemeindevorsteher von Högberg, Bürgermeister Dr. Urbanek, ernannt worden. Der Plan für die organisatorische Arbeit dieser Kommission und für ihren Weiterausbau in den einzelnen ober-schlesischen Kreisen ist bereits aufgestellt.

Am 15. Mai waren 50 Jahre verflossen, seit der Tischler Franz Franosch in der Herzoglich Ratiborischen Hofstischlerei in Kauden ununterbrochen beschäftigt ist; 23 Jahre stand er in Diensten des im Jahre 1893 verstorbenen Herzogs, und 27 Jahre dient er dem gegenwärtigen Herzog; der Jubilar feiert im 72. Lebensjahre. — In Laurahütte-Siemianowitz feierten am 15. Mai von politischer Seite drei Schüsse in den „Bienenhofpark“, wo zu der Zeit starker Spielbetrieb herrschte; eine regelrechteteerte dem Büroassistenten Alfons Drobzig den Obersehtel. — Die interalliierte Kommission in Oppeln hat die vor kurzem erfolgte Erhöhung der Kartoffelration abermals um 1000 g pro Kopf und Woche erhöht, so daß nunmehr auf den Kopf und die Woche 4 1/2 kg Kartoffeln zur Ausgabe kommen.

Industrie.

Neue Eisenhöchstpreise sind für das Inland festgesetzt worden. Dieselben betragen: Rohbleche 2650 M., gewalzte Bleche 3960 M., Platin 3200 M., Formeisen 3620 M., Stabeisen 3650 M., Bandeisen 4050 M., Grobbleche 4700 M., Feinblech (3 bis 1 mm) 5600 M., Feinblech unter 1 mm 5625 M., Walzdraht 4150 M. Der Ausschlag für Siemens-Martin und Thomasqualität beträgt je 150 M. pro Tonne. Diese Preise weisen nominell eine Erhöhung um etwa 800 bis 1000 M. gegenüber den Februarpreisen auf, bedeuten jedoch eine Ermäßigung gegenüber den zuletzt tatsächlich gezahlten Inlandspreisen, da die von den Werken im Februar und März geforderte teilweise Zahlung des Kaufpreises in fremden Devisen in Fortfall kommt. Im Anbetracht der Tatsache, daß etwa 60 % des Inlandszweigs mit fremden Devisen bezahlt wurden, stehen sich die Verbraucher heute bei den neu festgesetzten Preisen günstiger als vorher. — Der bisherige Ausschlag von 30 % auf die Grundpreise für Stahlguß ist nunmehr mit Rücksicht auf die gestiegenen Selbstkosten auf 40 % erhöht worden.

Eine Verschmelzung der Zementfabriken in Oberschlesien ist im Werden. Die Vereinigten Portland-Zement- und Kalkwerke Schimischow und Silesia Oppeln AG. in Schimischow haben das Kalkwerk Union (Czaja & Kojce) in Tarnau D.-S. käuflich erworben; der Kaufpreis wird durch Aktien bedingt. Zweck Verschmelzung mit der Oppeln-Frauentorfer Zementfabrik mit Rückwirkung ab 1. Januar 1920 beruft die Gesellschaft eine außerordentliche Generalversammlung ein. Die Aktien dieser Gesellschaft werden im Verhältnis 1:1 gegen neu auszugebende Aktien der „Vereinigten“ umgetauscht. Hierfür soll eine weitere Kapitalerhöhung erfolgen. Auf je zwei Aktien der „Vereinigten“ Portland-Zement- und Kalkwerke Schimischow, Silesia und Frauentorf wird den Aktionären je eine junge Aktie zum Kurse von 110 % angeboten werden. Das Gesamtkapital der Gesellschaft wird nach Durchführung der Transaktion 12 Mill. Mark betragen.

ders auf die pastorale Salbung versichtete. Fr. L. Deleuil's Melodie hätte ein größeres Charakterformat gut getragen. Gaebler gab einen Tischler Engstrand, in dem die ganze satirische Schärfe des Spotters Töben liebt.

Der Eindruck dieser Aufführung auf das leider nicht sehr zahlreiche Publikum war ein nachhaltiger.

Nicht so sehr an dem Strindberg-Abend. Das Publikum war zahlreicher. Denn auf den Theaterszetteln stand der verlockende Satz: „Kindern unter 16 Jahren ist der Eintritt verboten.“

August Strindberg ist gerade in seinem „Scheiterhaufen“ konsequenter Naturalist. Der allgemeine Grundgedanke dieses düsteren Naturmos ist: Kampf gegen die Überlieferung. Der besondere: Die Welt, wie sie ist, ist schlecht. Sie muß vernichtet werden. Auf den Scheiterhaufen geworfen werden. Von Grund auf erneuert werden. Pessimismus neben Nihilismus. Strindberg zerrt in diesem Kampferpiel die verborgensten und verkommensten Abgründe der menschlichen Seele ans Tageslicht. Besonders der Frauenseele. Er ist ja auch der größte Frauenhasser der Literatur.

Die Mutter im „Scheiterhaufen“ ist ein jenseitiger Dämon. Soja Kipper verließ ihr Hügel von großartiger Dämonie. Nur war sie oft zu theatralisch. Frißchler's Arel hinterließ neben der Mutter den stärksten Eindruck. Gaebler als Sohn betonte zu stark den vermeintlichen Schwachsinn. Fr. L. Deleuil hatte als anklagende Tochter wirkungsvolle Züge.

Gaeblers Spielleitung war wie in den „Gespenstern“ auf Milderung der grauenvoll-traffen Farben zugeschnitten. Zum Vortheile des Gesamteindrucks.

Eine mutige Strindberg-Aufführung! Besser konnte sich das Oberschlesische Volkstheater nicht verabschieden.

V.

Arthur Schnitzers „Anatol“ birgt eine ganze Welt in sich. Zunächst eine nicht mehr heutige Welt. Eine glücklichere Vorkriegswelt. Dann eine Welt voll edler Wiener Grazie, voll Melancholie und Leichtsinn, voll Skepsis und Ironie, voll imitiver Selbsteit und blasser Groit.

Alle diese Charakteristika brachte die Kattowitzer Aufführung in dieser Epizöden aus dem Leben eines „leicht-sinnigen Melancholikers“ recht zur Geltung. Auch die speziell Wiener Note fehlte nicht. Wilhelm Lichtenberg traf als Spielerleiter für jene glücklichere Welt zarterer Stimmungen den echtensten Ton. Sein Anatol war ein verwöhnter Wiener Snob, der durch die fünf aufgeführten Epizöden vor-trefflich sich zu verlieben und zu betriegen, zu lachen und sich zu trüben, anzuschwärmen und zu hypoten verstand. Die „süßen Mädels“, die Anatol umschwirren, waren Lilly Waderle, Nora de Vaal, Erika Weisse und Tschierische. Alle verführerisch, alle typisch und nirgends ihre Herkunft verlegenden. Am stärksten und edelsten Lilly Waderle in der letzten Epizöde.

Der Holzmarkt zeigt einen Stillstand in der Preiserhöhung, teilweise auch eine Abwärtsbewegung der Notierungen; diese Erscheinung ist auf mangelnde Nachfrage zurückzuführen, der Anlaß dazu ist die unklare innerpolitische Lage.

Verkehrswesen.

Die Stelle des Vorstandes beim Werkstättenamt a in Oppeln ist dem Regierungsbaumeister Gentschel und die des Vorstandes des Maschinenamts Kattowitz dem Regierungsbaumeister Siekmann verliehen worden. Der Betriebsaufsichtsbeamte beim Postamt Königshütte, Oberpostsekretär Althoff, wurde zum Postinspektor ernannt. — Postdirektor Hirschel in Neustadt D.-S. tritt nach 49-jähriger Dienstzeit in den Ruhestand.

Regierung, Kreis- und Gemeindeangelegenheiten.

Oberpräsident Witte machte dem Landkreise Reize einen dienstlichen Besuch; er war von den Regierungsräten Wittekind und von Stutterheim begleitet. Im Kreisauskunftszimmer des Kreishauses fand eine Besprechung mit mehreren Vertretern des Landkreises statt; daran nahmen teil: Landrat von Clert, Bürgermeister Dr. Peucker und Stadtv.-Vorst. Rechtsanwält Duhl-Parischau, Stellverttr. Bürgermeister Dr. Osten und Stadtv.-Vorst. Justizrat Franz-Jiegenhals. Ferner Ökonometrat Lorenz-Peterwitz, Rittmeister Aug-Baulsch, Gutsbesitzer Veier-Niemertshöhe, die Herren Zipper-Nitterswalde als Vertreter des erkrankten Herrn Alnoch-Schmelzdorf, Vorsitzender des Bundes christlicher Landwirte, Kirchschol, Vorsitzender des Kreisbauern- und Landarbeiterrats, Gemeindevorsteher Konrad-Bische, Vorsitzender der Schulgen-Versammlung. Landrat von Clert begrüßte den Oberpräsidenten und drückte ihm die Freude des Landkreises Reize darüber aus, daß er mit diesem Besuch nehmen wolle. berührte die Verhältnisse des Kreises und brachte Wünsche vor. Hierauf schloß sich eine Aussprache über wirtschaftliche Fragen. Der Oberpräsident dankte und versprach, dem Landkreise sein Interesse bewahren zu wollen. Dann machte er dem Stadtfreie Reize einen Besuch und begab sich nach dem Rathause. Hierauf fuhr er in Begleitung des Landrats nach Patschkau, wo er unter Führung des Bürgermeisters Dr. Peucker einen Rundgang durch die Stadt machte und u. a. auch die von der Stadt errichteten Kleinwohnungen besichtigte. — Die Einweisung der durch Verordnung der interalliierten Kommission vorgeschriebenen Legitimationskarte ist bis auf weiteres verschoben worden. — In der Stadt Neutheben D.-S. gab Erster Bürgermeister Dr. Stephan der Stadtverordnetenversammlung bei Beratung des Haushaltsplans einen ausführlichen Überblick über die Finanzlage der Stadt. Der vorgelegte Entwurf sieht in Einnahme und Ausgabe mit 15 519 093,15 M ab und ist seit der im März erfolgten Aufstellung infolge der sprunghaften Entwicklung der Preise überholt worden. Der Magistrat hat sich aus diesem Grunde veranlaßt gesehen, jetzt schon mit Nachforderungen zu kommen, die sich in der Hauptsache zusammenfassen aus der Erhöhung des erstmalig eingelezten Extraordi-

VI.

Das Meißner Stadttheater gibt eine Nachspielzeit. Seit seinem Publikum eine Nachspeise vor. Eine sehr leichte, mundgerechte. Eine Speise, die den Gaumen fiktelt und den Magen leer läßt. Eine heutige.

Julius Horst's Schwank „Der Himmel auf Erden“ ist eine solche Speise. Gefällig in der Aufmachung, aber fast- und traflos. Julius Horst hat zusammen mit Alexander Engel einige jener berüchtigten Berliner Zugstücke verbrochen, die stark nach Pariser Parfüms riechen. Die nur ein Raquout von Hinterlären, Verwechslungen, Ehebruchereien und Anzüglichkeiten sind. So „Die blaue Maus“, Oder das „Kumpenparadies“.

Verglichen mit diesen leichtsten Nachwerken ist „Das Paradies auf Erden“ allerdings fast ein harmloses Lustspiel, das mit viel billiger Situationskomik vollgeproppft ist und deshalb auch in der Meißner Aufführung großen Beifall fand. . . .

Die Darstellung holperte oft. Die besten Leistungen waren das Ehepaar Dr. Brühlau Drangers und Fr. Dorff-N. S.

Unser Musikreferent urteilt über die „Tatra-Rosen“ wesentlich freundlicher

„Tatra-Rosen.“

Die Uraufführung der „Tatra-Rosen“ in Oberschlesien war für alle Beteiligten ein voller künstlerischer Erfolg. Es bewiesen dies die Anerkennungen und die Beifallsstürme, die in Kattowitz, Beuthen, Gleiwitz, Königshütte, Sindenburg und Lipine den Aufführungen gesendet wurden. In den Stadttheatern in Beuthen, Gleiwitz und in dem intimen Theateraal des Kasinos der Wendel-Dommersmarkthütte kam das Singspiel naturgemäß erst zur wahren künstlerischen Geltung. Hier konnten sich Darsteller und Regie in ihrer ganzen Kunst entfalten und hier wurde dann auch ein harmonisches Zusammenwirken aller Künstler erzielt.

Wenn man berücksichtigt, daß das Ensemble zum ersten Male am 3. Mai zusammentrat und bereits am 7. Mai die Uraufführung in Kattowitz stattfand, so muß man neben der Kunst des Spielleiters vor allem dem Interesse und dem Fleiße der Darsteller vollstes Lob spenden. Es waren ja allerdings auch nur erste Kräfte ober-schlesischer Bühnen, aber trotzdem gehört der ganze Enthusiasmus und die Liebe eines echten Künstlers zu seiner Kunst dazu, um in so kurzer Zeit das zu leisten, was geleistet wurde.

Wilhelm Meves hat mit unermüdlichem Fleiße sein Regieralent in den Dienst der guten Sache gestellt, und da Darsteller und Orchester ebenfalls ihr bestes hergaben, konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Unter den Künstlern stand oben an Marianne Servath als Rosita. Man kann bei ihren Leistungen den höchsten Maßstab anlegen und muß ihr sowohl als Sängerin wie als Darstellerin höchstes Lob spenden. Ihre herrliche Stimme kam in beiden Veldern: „Rosenlieb“ und „Tatra-Rosen“ zu wunderbarer Entfaltung. Die

Wirkung wurde noch gesteigert durch das tiefe seelische Empfinden, aus dem heraus die Künstlerin ihre Lieder zum Vortrag brachte. Sie beherrschte ihre Partie voll und ganz und hat sie bis ins kleinste echt künstlerisch und formvollendet durchgeführt. Der nächste Platz gebührt dem „Fetele“ des Herrn Schulzky. Sein schönes Organ konnte sich besonders auf den großen Bühnen sehr gut entfalten, auch war er stimmlich sehr gut disponiert. Er trug sein Bestes zum Gelingen der Aufführung bei. Fränze Sandten als „Göth“ verdient für ihr flottes temperamentvolles Spiel, bei dem ihre hübsche Stimme sich harmonisch entfalten konnte, uneingeschränktes Lob. Es war eine Freude, sie mit ihrem Partner, Herrn Meves, zu hören und zu sehen. Fräulein Thumann als „Margrit“ und Herr Georg als „Rauberg“ genüßten gefänglich und darstellerisch. Frau Hyle-Doerner, die als Mutter der Göth nur schauspielerisch zu wirken hatte, war ganz ausgezeichnet. Herr Albert Hyle erschien mir als Oberförster etwas zu nüchtern. Lobend sei der Chor erwähnt. Vor allem sei aber nicht die glänzende Leistung des Herrn Kapellmeisters Runge vergessen, der mit dem Orchester der Staatlichen Berginspektion I Königshütte ganz ausgezeichnetes bot.

Alles in allem verdient die Aufführung der „Tatra-Rosen“ auch bei strenger Kritik vollste Anerkennung. Die Veranstalter, Herr Oberlehrer Birner, der Leiter des Oberschlesischen Volkshochschul-Bundes, und Herr Dr. Jow, der Direktor der Oberschlesischen Konzert- und Vortragsgesellschaft Kattowitz, haben sich ein großes Verdienst erworben, daß sie uns dieses erste ober-schlesische Bühnenwerk zur Aufführung gebracht haben. Wir wünschen von Herzen, daß auch über Oberschlesien hinaus die „Tatra-Rosen“ sich zur schönsten Blütenpracht entfalten mögen, um zu verkünden, wie in unserer lieben Heimat von Oberschlesien echte ober-schlesische Kunst und Musik gepflegt wird. Dr. G.

Mein Schlesien lieb' ich . . .

Mein Schlesien lieb' ich, die Tristen und Auen, Die Berge und Wälder, Erz-, Kohlenfelder, So prächtig zu schauen; die blauen Gewässer, Die Städte und Schlösser in heiterem Glanze. Gott segne und schirme mit gnädiger Hand Der Schlesier Land.

Inmitten des Reichthums mög' fernherzu walten Der deutsche Geist, wie man in den Sagen Und Liedern des Landes ihn rühmet und preist. Gleich ihm möge nimmer, in Segensfülle So herrlich erblüht, im Wirbel der Zeiten Verkommen, verdorren des Schlesiervolkes Eht deutsches Gemüt. H. B.

verten die schulpflichtigen Kinder am Schulbesuch und bedrohten die Lehrer, von denen einige flüchten mußten. In einigen Schulen dauerte der Streik nur zwei Tage, in anderen hält er noch an. Die großpolnischen Agitatoren fordern sofortige Aufnahme des reinpolnischen Unterrichts in sämtlichen Fächern, eine Maßnahme, die schultechnisch auf einmal ganz und gar undurchführbar ist.

**Rechtswesen.**

Landgerichtsrat Wiczinski wurde von Beuthen D. S. als Amtsgerichtsrat nach Görlitz, Amtsgerichtsrat Gärtner von Oppeln nach Zobten a. B. versetzt. — Die am 8. Mai in Oberschlesien stattgefundenen Wahlen zur Wahlversammlung sind durch die Aufgabenteilung der interalliierten Kommission bestätigt worden. Der Vorstand der ober-schlesischen Anwaltskammer setzt sich aus folgenden 9 Herren zusammen: Justizrat Kammer in Leobischütz, Rechtsanwalt Pawlik in Nitolai, Rechtsanwalt Neumann in Beuthen, Justizrat Mierzejewski in Myslowitz, Rechtsanwalt Schijmann in Oppeln, Rechtsanwalt Jablonski in Kreuzburg, Justizrat Lust in Nitobor, Justizrat Weisler in Gleiwitz, Justizrat Eggert in Beuthen.

**Gesundheitswesen und Wohlfahrtsvereine.**

Bei der Arztenwahl der Eisenbahnbeamten des Bezirks Kojel wurde einstimmig Dr. Wähler in Kojel zum Bahnarzt gewählt. — Dem Jahresbericht des Vereins zur Fürsorge für hilfsbedürftige Taubstumme Oberschlesiens ist folgendes entnommen: Dem Verein gehören 162 korporative und 1026 Einzelmitglieder an. Die ersteren verteilen sich auf 87 Dorfgemeinden, 35 Städte, 14 Kreise und 26 Gewerkschaften. Der Kassenbericht weist eine Einnahme von 3614 M., eine Ausgabe von 6505 M. nach. Es konnten insgesamt über 4800 M. Unterstützungsgelder verteilt werden. Laufende Unterstützungen von 10 bis 30 M. monatlich erhielten 7 Taubstumme. Einmalige Unterstützungen von 10 bis 100 M. wurden an 50 Taubstumme gezahlt. Reiseunterstützungen von je 10 M. erhielten 3 Taubstumme. Mit Kleidungsstücken und Schuhwerk wurden 5 Heimpfleglinge unterstützt. Weihnachtunterstützungen von 20 bis 30 M. wurden 28 Taubstummen gewährt. Für die geistige Fürsorge wurden 700 M. verausgabt. Die Heimpflege im Rotburgheim erforderte die Summe von 772,50 M. Die kirchliche Versorgung der Taubstummen war bedauerlicherweise auch im verfloffenen Jahre in den meisten Seelsorgebezirken Oberschlesiens auf die Abhaltung von ein bis zwei Gottesdiensten im Monat beschränkt, weil die Geistlichen in den großen Pfarrgemeinden Oberschlesiens ohnehin mit Arbeit überlastet sind. So ist auch im letzten Vereinsjahre viel Gutes getan und mancher Träne getrocknet worden. Wegen unzureichender Mittel konnte leider lange nicht überall geholfen werden, weshalb der Verein um ferneres Wohlwollen und um Vermehrung und Erhöhung der milden Gaben bittet. — Dem Anzeiger der Armen Schulkassen in Oppeln wurde von der Stadt Oppeln eine Jahressubvention von 15 000 M. bewilligt. — Der Stadtrat ist durch zwei größere Vermächtnisse zugegangen, eins von dem verstorbenen Fräulein Maria Heidgabel und das andere vom

Stadttrat Karl Corin. — Auf Anregung des Fräulein Ruth von Dheim-Bronin veranstaltete der Musikverein Gnadenfeld eine musikalische Unterhaltung, deren Reingewinn in Höhe von 1100 M. zur Vinderung der durch den Brand von Leng entstandenen Not bestimmt wurde.

**Vereinswesen.**

In vielen Orten haben sich Drucksgruppenheimatretreuer Oberschlesier gebildet. — Der ober-schlesische Bezirk des deutschen Arbeiter-Sängerbundes gab in Kattowitz ein wohlgeordnetes Vokalkonzert. — In Beuthen fand eine Werberanstaltung von Sport- und Turnvereinen statt, um dem Sport immer mehr neue Freunde zuzuführen und die Behörden mehr für den Sport und das Turnen zu interessieren. — Der Alte Turnverein Kattowitz beging sein 60jähriges Bestehen. — Der Kreisfeuerwehrverband Pleß hielt seinen 15. Verbandstag am 16. Mai in Pleß ab. Dem Verbands gehören 21 Feuerwehren mit 700 Mitgliedern und 30 Gemeinden an. In den Vorstand wurden gewählt: Kreisbaumeister A. D. Staudinger-Pleß als Vorsitzender, Brandmeister Hübner-Pleß als Stellvertreter, Brandmeister Krosner-Kobier als Schrift- und Kassenführer, Brandmeister Meier-Nitolai als Vertreter, als Beisitzer die Brandmeister Gores-Elgthoß und Janowski-Emanuelstegen sowie Brettmühlenerverwalter Gorbefe-Kobier.

**Kunstpflege.**

Vom 20. Mai bis zum 6. Juni findet in Kattowitz in der Mädchenmittelschule eine Kleinkunstausstellung statt. Es ist dieselbe Ausstellung, die Ostrin in Nitobor und vom 1. bis 15. Mai in Gleiwitz zu sehen war. Gezeigt werden in der Hauptsache moderne Graphik (Holz- und Linolschnitte, Radierungen, Steinzeichnungen), Pastelle und Aquarelle. Die Ausstellung ist durch neue Blätter vergrößert worden. Neben Malern und Graphikern aus dem Reich ist ein großer Teil einheimischer Künstler vertreten. Die Leitung der Kattowitzer Volkshochschule hat die Ausstellung selbst in dem Kattowitzer Maler Walter Plachetta übertragen worden.

**Ordensauszeichnungen.**

Es erhielten verliehen das Eisene Kreuz 1. Kl.: Offiziersstellvertreter Max Reyer in Sauerwitz, Kreis-Leobischütz, Gasthausbesitzer Johann Num und Seminarist Eugen Klein in Leobischütz, Magistratsbeamter Josef Nowak in Janowitz, Hütteningenieur Sturm in Laurahütte, Offiziersstellvertreter Heymann aus Nitobor, Bürovorsteher und Vizefeldwebel Schimalla in Beuthen, der älteste Sohn des Hausverwalters Schmidt in Baruchowicz; das Eisene Kreuz 2. Kl.: Oberpostkassierer Theodor Simon in Neustadt D. S., Rionier Georg Landskron und Bürohilfe Alfred Kochmann in Reiche, Bürogehilfe Robert Krziwiz in Reinschdorf bei Kojel; das Verdienstkreuz für Kriegsdienst an der Front: Hauptlehrer Adamczyk in Szojeb, Niewiesch in Petrowitz und Reimann in Paniewitz; den Schlesischen Adler

1. Stufe: Obersteuermann Cetto in Larnowitz; den Schlesischen Adler 1. und 2. Stufe: Bürohilfsarbeiter Robert Rajchel in Pleß, Grenadier M. Michke von der 7. Komp. des Inf.-Reg. Nr. 12; den Schlesischen Adler 2. Stufe: Bezirkschornsteinfegermeister Plaga in Hultschin, Lehrer Wojniga in Mikulschütz, Gastwirt und Fleischermeister Paul Czarnetzki in Koschentin, Herr Georg Wierch in Zalenze, Vorhermeister Albert Gottowitz in Hultschin und der Verwaltungssekretär Beck in Petershofen.

**Todesfälle.**

Es starben: Berg- und Majoratsherr von Studa-Bisuditz, Graf Valentin von Hallestrom in seinem Familienhause Plawonowicz, Kreisbaumeister u. Kreisbrandmeister Sage in Hindenburg, Gutbesitzer und Brandmeister Müde in Patzschkau, Frau Professor Bertha Meister in Slawenzig, Gattin des bereits früher verstorbenen genialen Begründers und langjährigen Leiters des Meisterischen Gesangsvereins in Kattowitz.

**Unglücksfall.**

Bahnarbeiter Ernst Spyra glitt beim Aufsteigen auf einen Güterzug in Egersfeld aus und kam unter die Räder, wobei ihm das linke Bein abgefahren wurde; dieses mußte amputiert werden.

**Verbrechen.**

Die Unsicherheit in Oberschlesien nimmt in erschreckender Weise zu. Der Herzogliche Förster Graba in Carlstruhe D. S. erlitt im Kampfe mit Wilderern den Tod. — In Laurahütte-Siemianowicz wurde der Einwohner G. in der Nacht auf der Straße überfallen, wobei ihm zwei Brieftaschen mit 1300 M. Inhalt und eine Ringuhr geraubt wurden. — Zwei Beuthener Herren wurden auf dem Wege nach Stollarzowitz im Stadtwalde von 12 jungen Burken umringt, überwältigt und völlig ausgeraubt; den Räubern fielen in die Hände rund 20 000 M., eine goldene Uhr, eine silberne Zigarretendose und ein Geldbeutel. — Der 19jährige Eisenbahnarbeiter Reimund Panitz aus Kungendorf holte letzten Sonnabend in Beuthen seinen Monatslohn, kehrte aber nicht zurück; am nächsten Morgen wurde er im Guidowalde ermordet und seines Geldes beraubt aufgefunden; der Mörder hat, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen und den Missethäter Selbstmordes zu erwecken, sein Opfer an einem Baum aufgehängt. Das ist kein einziger der fünfte Mord, dem Kungendorfer Bewohner zum Opfer fielen. Es wurden getötet: Elise Schary im Mai 1919 in Berlin, Paul Gorka, ebenfalls im Mai v. J. auf der Matoschauer Grube, Paul Bugiel im September 1919 im Guidowalde und Stefan Gallwas im Februar 1920 auf dem Bieschowitz Wege. — Am 17. Mai abends gaben 4 Banditen in Aldorf bei Pleß auf den Arbeiter Krawatz je einen Revolverkugelschuss ab; zwei Kugeln drangen in den Unterleib und brachten dem Verletzten nach wenigen Stunden den Tod.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Julius Seifka.

**Sie finden**

alles Wissenswerte über Oberschlesien, sowie eine genaue Karte des ober-schlesischen Abstammungsgebietes für nur

**5 Mark**

in unserem „Führer durch Oberschlesien“. Ein unentbehrliches Nachschlagewerkchen und Handbuch für jedermann. Mf. 4,00.

Zu bestellen im Buchhandel oder direkt beim Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln, Bismarckstraße 11.

Die Aufbewahrung von Schmucksachen Wertpapieren Geld geschieht am sichersten und unauffälligsten durch Einmauerschranke mit dem D.R.P.-Schloß „NOVUM“

Paul Brattig Kattowitz O.-S.

Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Weinenden (Württ.) Volksbücher bester Art sind die künstlerisch ausgearbeiteten Bände der Sammlung: Zeitgenössische Erzähler herausgegeben von F. W. Brepohl. Preis gebunden Mf. 4.—; fest gebunden Mf. 3,15. Band 1. Sphora von Adolf Böglfin. Eine köstliche Novelle des bekannten Schweizer Erzählers, die bereits im 16.—18. Tausend erscheint. Buchschmuck von Ernst Gräfer. Band 2. Au Duell der Wunder von Wilhelm Müller-Küdersdorf. Reizende Originalmärchen aus dem schlesischen Hergebirge. Buchschmuck von dem Wiesbadener Künstler Johann Conrad Köper.

AUGENGLÄSER fertigt garantiert richtig nur der Special-Optiker: J.W.Y.K. Opt.-Institut Kattowitz

Die Medizin heilt Augengläser gleichen Sehfehler aus. Optiker Garai, Albrechtstrasse 4 Breslau.

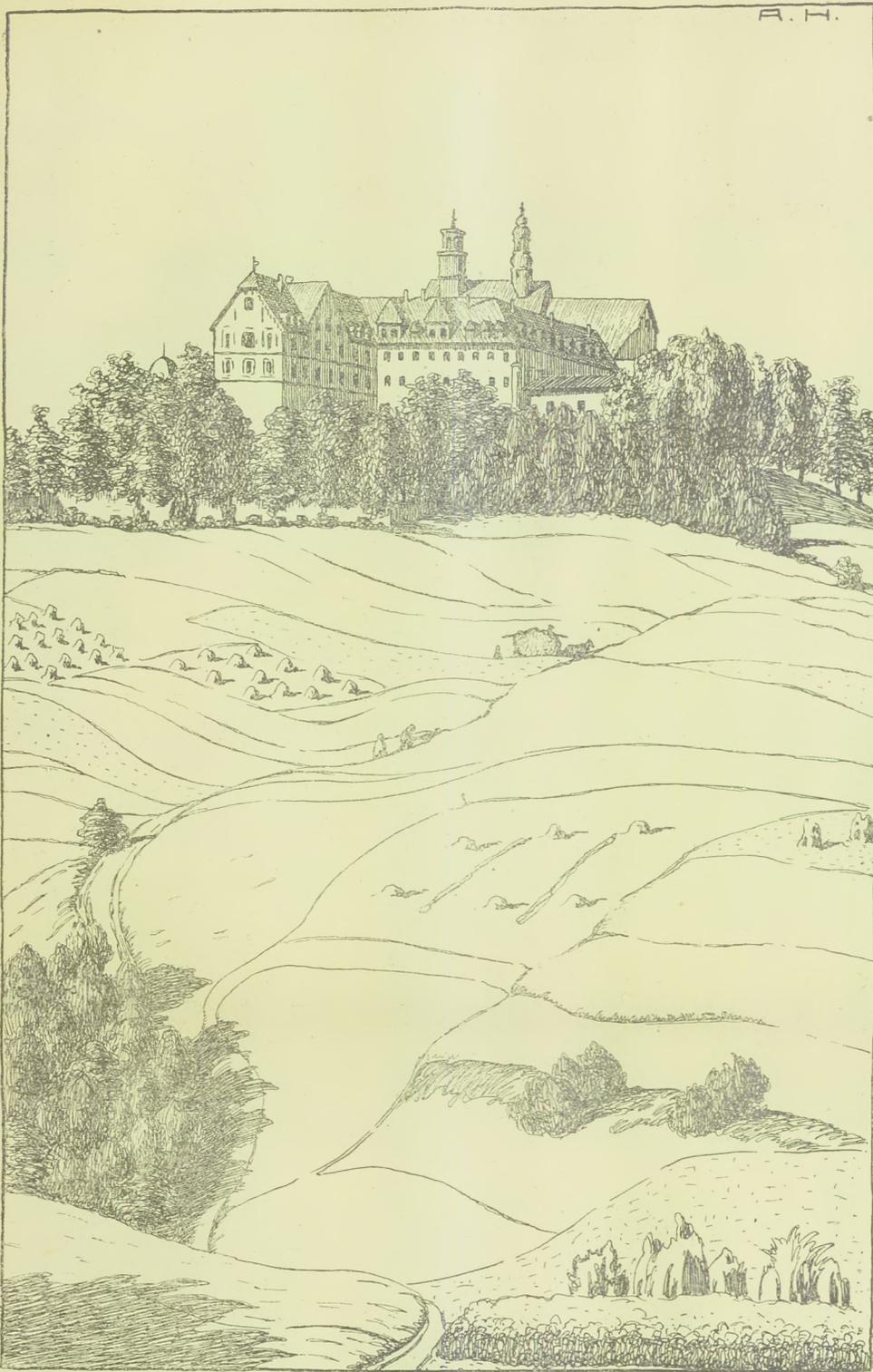
Eigen-Heim-Hausbacköfen sind die besten und sparsamsten Hausbacköfen; mit 1 mal feuern kann 2 bis 3 mal Brot oder Kuchen abgebacken werden. Die Öfen sind vollständig feuerfester, in jedem Raum aufstellbar und leicht transportabel. Mittlere Größen stets auf Lager. Albert Herrmann & Co. Handl. für Hausbacköfen, Hand- und Kraftschrotmühlen Dittersbach bei Waldenburg in Schlesien.

Unparteiisch, bestorientiert über den Stand ober-schlesischer Kultur, Wirtschaft und Politik ist „Der Oberschlesier.“ Nur Originalbeiträge. Nur Originalzeichnungen. Hervorragende Mitarbeiter. Bezugspreis: Vierteljährl. Mf. 3,60 zuzügl. Bestellgeld. Aus dem bisher Gebrachten: Politik und Ethik. — Der erste ober-schlesische Kompositionabend der Volkshochschule Kattowitz. — Der Amnestieerlass der Interalliierten Regierungen- und Plebiszitkommission in Oberschlesien. — Die deutsche Bäckerei zu Leipzig. — Halten die polnischen Argumente der Kritik des neutralisierenden Oberschlesiens stand? — Praktische Bekämpfung des Volkswirtschafts. — Volkshochschultag Gleiwitz. — Erzbistum Breslau. — Oberschlesische Schimpfblätter. — Das brennendste Problem unserer Finanzwirtschaft. — Die Naturdenkmäler in Oberschlesien. — Die Heimatstreue der zweiten Zone Schlesiens. — Die sozialen Einrichtungen der Stadt Kattowitz. — Wo bleibt das Silbergeld? — Beuthen D. S. als neue Regierungshauptstadt Oberschlesiens. — Die britische Arbeiterbewegung. — Bilder aus der polnischen Geschichte. — Die Diktatur der Interalliierten Regierungen- und Plebiszitkommission in Oberschlesien. — Die polnische Sprache des Oberschlesiens. — Der Volkswirtschaft und seine Gefahren für Europa. — Polnische Staatsmänner und Politiker. — Die Regierungsfähigkeit der Polen. — Beiträge zur ober-schlesischen Volkskunde. — Unser Nachbarland Polen.

Wir haben die Vertretung größter Weinfirmen übernommen und empfehlen uns zur Lieferung von: Rhein-Mosel-Weinen aller Art Rot-Messwein für kirchliche Zwecke. Abgabe der Weine erfolgt zu Original-Preisen. Mit Offerten stehen gern zu Diensten u. empfehlen uns, stets reelle Bedienung zusichernd Hochachtungsvoll! Franz Peterseim, Nachf. M. Peterseim & Co., OPPELN, Bleichstrasse 17.

Klabier oder Flügel zu kaufen gesucht. Gefl. Off. mit Preis pp. u. „Musik“ Exped. d. Btg. erb. 1 guter Tennisschläger zu kaufen gesucht. Off. mit Preis unter 1000 Exped. des „Oberschlesier“ erb.

Oberschl. Marken gebr. und ungebr. kauft und erbittet Angebote Postfach 53, Leobischütz. Strengreell. Geld-Darlehen sofort auf monatl. Rückzahlung erhalten alle Leute bei Josef Sczyrba, Bogutschütz, Süd, W. 20. Der Geld braucht, schreibt sofort an meine Adresse. Müdporto.



Vor der Grotte in St. Annaberg.

Ich schau Dich an, Du Gnadenreiche  
In Deiner Reinheit Majestät;  
Wach, daß auf Erden ich Dir gleiche,  
Bis einst mein Atem stille steht.

Wie blickst Deine reinen Blicke  
So mahnend mir hinein ins Herz;  
„Bekämpfe Deine wilden Triebe,  
Weiß' unbefleckt in Freud' und Schmerz.“

Du linderst Not und Seelentummer,  
Entführst die Seele himmelwärts,  
Gib mir einst sanften Todeschlummer,  
Erbarm' Dich mein, o Mutterherz.

Maria, hehre Himmelsmutter,  
Dir nach soll all' mein Streben gehn!  
Bitt', daß ich nach dem Jammerale  
Betrübt kann einstens bei Dir steh'n. G. Gupta.

## Die Geschichte des Franziskanerklosters auf dem St. Annaberge bis zur Säkularisation im Jahre 1810.

(2. Hälfte.)  
Von Dr. Montanus.

Das, was heute eine Wallfahrt nach dem St. Annaberge so anziehend und stimmungsvoll macht, ist die Tatsache, daß dort die herrliche *Albarienanlage* zu finden ist, die die Möglichkeit bietet, die religiöse Andacht in der freien Gottesnatur zu pflegen. Schon der bereits erwähnte Graf Welschior Ferdinand v. Gajsin dachte daran, auf dem Annaberge eine möglichst naturgetreue Nachbildung der palästinensischen Leidensstätten Christi zu errichten. Den Anstoß zu diesem Plan gab ihm die 1600 bei Krakau auf dem Berge Zaref durch den Stanzler des polnischen Reiches Mik. Zebrykowski angelegte Kalvarie, deren Verwaltung seit 1602 ebenfalls Franziskaner übernommen hatten. Im Testament verpflichtete er seinen Nachfolger im Majorate Zytowa, auf dem St. Annaberge eine Kalvarie anzulegen.

Der Erbe war sein Neffe *Georg Adam v. Gajsin*, der als Statthalter der Herzogtümer Oppeln und Ratibor in Ober-Schlesien eine angenehme Stellung einnahm; getreu der von ihm übernommenen Verpflichtung ging er voll Eifer an

die Ausführung. Im Jahre 1700 erhielt der Graf vom damaligen Breslauer Bischof Franz Ludwig, dem Erbauer der kurfürstlichen Kapelle des Breslauer Domes, die Erlaubnis zum Bau von 3 größeren und 30 kleineren Kapellen. Unter Leitung des in Oppeln ansässigen italienischen Baumeisters Dominikus Sighno wurde das ganze Werk in neun Jahren vollendet.

Die mit joviell Idealismus unternommene und glücklich zum Abschluß gebrachte Kalvariengründung sollte aber dem hochherzigen Edelmann nur zu wenig Freude bereiten. Alle für die Kalvarienanlage notwendigen Bauten standen fertig da, aber es fand sich niemand, der die geistliche Leitung der abzuhaltenden Andachten übernehmen wollte. Dem Lehnrichter Pfarrer, in dessen Sprengel die erbauten Kapellen lagen, sollte nach dem bischöflichen Genehmigungsschreiben die Aufsicht über die Kalvarie zustehen; er selbst aber wollte, da ihm nicht genügend Hilfskräfte zur Verfügung standen, von der Übernahme der neuen selbstständigen Pflichten nichts wissen.

Georg Adam von Gajsin hat den Bau des Kalvaria in der begründeten Hoffnung unternommen, daß die Söhne des

St. Franziskus selbstverständlich bereit sein würden, im Interesse der hl. Sache die Seelsorgsarbeit an den Pilgern zu übernehmen. Aber schon während des Baues mußte er die große Enttäuschung erleben, daß er bei den polnischen Franziskanern auf die größte *Abweisung* gegen die Annahme der ihnen zugedachten Arbeiten stieß. Mit allerlei z. T. unwürdigen Einwendungen suchten ihn die Franziskaner vom Weiterbau der Kalvarie abzuhalten und gingen sogar soweit, daß sie für den Fall der Wirkungslosigkeit ihrer Gegenstellungen mit der Abwanderung vom St. Annaberge drohten.

Als die Kalvarienanlage 1709 vollendet war, blieben zur Enttäuschung weiter Kreise des ober-schlesischen Volkes die kirchlichen Gründungsfeierlichkeiten aus. Alle weiteren Veruche des Erbauers, die beharrlich ablehnenden Ordensleute zu einer Änderung ihrer Stellungnahme zu veranlassen, blieben ohne Erfolg, und so sank der fromme Graf 1719 ins Grab, ohne es erlebt zu haben, daß die kostspielige Gründung ihren Zweck erfüllen konnte. Es dauerte nicht lange, da boren die Kapellen, um die sich bald niemand kümmerte, ein Bild trauriger Verödung und Zerstörung; man wußte kaum noch, wie der Chronist des Klosters berichtet, an welchen Stellen die einzelnen Kapellen in dem wegeflohen Dörfchen standen.

Nach etwa 50 Jahren trostlosen Verfalls trat die Wendung zum Besseren ein. Inzwischen war Schlesien von Friedrich dem Großen in den drei schlesischen Kriegen den Österreichern abgenommen worden und allenthalben machten sich die für Religion und Sittlichkeit traurigen Folgen des Krieges geltend. Unter dem Eindruck dieser Verhältnisse trat der damalige Besitzer der Herrschaft Zytowa Anton v. Gajsin wieder mit dem Antrag auf *Einführung* der Kalvarienandacht hervor und fand jetzt allerorts das größte Entgegenkommen; all' die früher vorgebrachten Bedenken der Franziskaner existierten nicht mehr. Mit größter Beilehnung wurde das verfallene Werk zur Not wieder in Stand gesetzt, so daß am 14. September (Kreuzerhöhungsfest) 1764 die Gründungsfeierlichkeiten begangen werden konnten. Die erste *Prozession*, die zu diesem Festtag eintraf, war die Rosenkranzbruderschaft aus Ratibor; wohl 10 000 Pilger mochten schon zu der ersten Feier erschienen sein. Die Kalvarienfeier, die im nächsten Jahre (1765) bereits auch am Feste Mariä Himmelfahrt stattfand, erhielt durch die Anwesenheit des Bischofs von Breslau Gotthard von Schaffgotsch einen besonderen Glanz.

Die schöne Anordnung der Kalvarienandachten, die begeisterten Predigten und die eifrige Tätigkeit der Franziskaner im Beichtstuhl ließ die Pilgerscharen immer zahlreicher werden. Schon während des Jahres 1766 besuchten gegen 34 000 Menschen den Annaberg, 1794 wurde die Zahl der Besucher auf 74 000 geschätzt; gewöhnlich mären Ende des 18. Jahrhunderts alljährlich 50—70 000 Wallfahrer den Weg zum Heiligum der „Mutter Anna“ genommen haben. Eine feierliche Kalvarienandacht mochte in jenen Jahren vielleicht noch stimmungsvoller als heute gewesen sein, da das ganze weite Gebiet, durch das sich die Volksmassen bei der gemeinsamen Kalvarienandacht bewegten, damals noch fast ganz bewaldet war.

Mit dem Wechsel der polnischen Herrschaft in Schlesien beginnt auch für die St. Annaberger Franziskaner die Zeit, da sie es nur zu oft zu spüren bekamen, was es heißt, dem strengen, alles bevormundenden Absolutismus des Großen Friedrich unterworfen zu sein. Von tief einschneidenden Folgen drohte die bereits um 1753 von der preussischen Regierung geforderte *Losrennung* des Klosters von der klein-polnischen Erbsprovinz zu werden. Die Ausnahme, von der sonst durchgeführten Maßnahme, daß preussische Klöster niemals von ausländischen Ordensoberen visitiert werden durften, die schließlich Friedrich der Große damals noch für die Franziskanerklöster Gleiwitz und St. Annaberg zugehört, konnte bei der bekannten Tendenz der preussischen Regierung nicht lange Geltung behalten. Im Jahre 1778 verügte der König, daß in Zukunft keine Franziskaner mehr aus Polen nach St. Annaberg verlegt werden dürfen. Da auf einen Zuwachs aus Schlesien nicht zu rechnen war, weil hier Ordensschule und Noviziatskloster fehlten, bedeutete dieses Edikt nichts weniger als das Todesurteil für den St. Annaberger Konvent; zudem wurde 1801 auch bischöflicherseits die Verbindung mit polnischen Klöstern unterjagt. Als daraufhin 1805 ein Zusammenschluß der drei Klöster zu Gleiwitz, St. Annaberg und Witsica in Neuschlesien, das durch die 3. Teilung Polens (1795) preussisch geworden war, zu einer besonderen schlesischen Provinz gelangte, ohne daß Anschluß an eine deutsche Erbsprovinz gesucht wurde, hätte sich diese Neuschöpfung in ihrer Vereinsamung kaum als lebensfähig erweisen. Die unruhigen Kriegszeitern waren wenig geeignet, die plötzlich entwurzelten Klöster neu aufstehen zu lassen. Während der Kriegsjahre 1806 und 1807 wurde das St. Annaberger Kloster als *Lazarett* benützt.

Bald nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden machten sich auch für die Franziskaner auf dem St. Annaberge *deutlich* Anzeichen bemerkbar, die darauf schließen ließen, daß dem Kloster nichts Gutes bevorstehe. Wiederholt kamen beunruhigende, verdächtige Anfragen von der Regierung, die über die Fundationen, Einkünfte und Leistungen des Klosters Auskunft verlangten. Als schließlich Friedrich Wilhelm III. am 10. Oktober 1810 das Säkularisationsdekret für Preußen veröffentlichte, das so viele altbewährte Kulturstätten mit rauher Hand zerstörte, war auch das Schicksal des St. Annaberger Konvents besiegelt. Die 8 Pares und 3 Brüder wurden unter Aussetzung einer kleinen Pension aus dem Kloster verwiesen, und der gesamte Besitz und die Gebäulichkeiten wurden als *Staatsvermögen* erklärt. St. Annaberg war kein Kloster mehr. Die lebensreiche religiöse Einwirkung auf das katholische Ober-Schlesien war damit für Jahrzehnte unterbrochen. Erst im Jahre 1859 betreten wieder die Söhne des hl. Franziskus den St. Annaberg, um aber bald wieder als Opfer der *Maisgleichgebung* des preussischen Kulturkampfes 1874 den Berg zu verlassen. Zu neuem Leben erblühte das Kloster nach der Rückkehr der Retrieken im Jahre 1887. In der allerjüngsten Zeit ist die religiöse Bedeutung und die Anziehungskraft der Gnadenstätte für das katholische Ober-Schlesien noch größer geworden. Soffentlich bewahrt die nächste Zukunft die auch heute noch unermüdeten tätigen Ordensleute vor schweren Hemmnissen und Störungen in ihrer dem Wohl des ober-schlesischen Volkes gewidmeten Arbeit.

# Randglossen zur Frage: Katholischer Klerus und Nationalpolitik in Oberschlesien.

In den Tagen, wo Deutschland noch unter der Einwirkung des Stappussches steht, wo sich die Aufmerksamkeit von Berlin und Warschau auf die östlichen Aufstimmungsbezirke, besonders auf Oberschlesien konzentriert, wo beide Nationen, Deutsche und Polen, die Sammlung der Abstammungsberechtigten vornehmen und Agitationsgelder flüssig machen, um einen für sich günstigen Ausfall des Plebiszits herbeizuführen, wippen sich die nationalen Gegensätze in Oberschlesien selbst von Tag zu Tag immer mehr zu und werden bis zum Abstimmungsstermin bis auf den Siebelpunkt gelangt sein. Besonders durch die letzten Ereignisse (Verbot der Ausübung der Mandate an die Abgeordneten, unklare Haltung der Kommission in der Frage der Betriebsräteverfahren, Streik der Justizbeamten, Streikandrohung durch die Angestellten und Arbeiter, Doppelner und sonstige Vorfälle), hat die Gärung im Volke zugenommen.

In Polen, wie in Deutschland durchgeht man im Geiste die einzelnen Faktoren, welche den Ausfall der Abstimmung maßgebend beeinflussen können, und zählt dazu auch die Tätigkeit des katholischen Klerus. Heute wird schon von nichtkatholischer oder auch von nationalpolitisch orientierter Deutschkatholischer Seite erklärt: Wenn Oberschlesien zu Polen kommt, dann ist bloß der katholische Klerus daran schuld. Auf der anderen Seite kann es das Gros der polnischen Bevölkerung, besonders die national orientierten polnischen Arbeiter nicht begreifen, daß ein katholischer Priester von deutscher Herkunft aus seiner Zugehörigkeit zu seinem Vaterlande keinen Hehl macht und erklärt: Diese Priester verraten die katholische Kirche und die katholische Sache an das deutsche sozialistische Regiment.

Welches wäre nun die ideale Haltung des kath. Klerus in den gegenwärtigen nationalen Wirren in Oberschlesien? Prinzipiell ist zunächst festzuhalten, entgegen der demokratisch sozialistischen Auffassung, nach welcher sich der katholische Priester überhaupt nicht mit Politik beschäftigen und sich nicht in die Politik einmischen dürfte, daß der katholische Priester genau so wie jeder andere Mensch, wie der Jurist, der Philologe, der Mediziner, der Arbeiter, der Beamte, Staatsbürger ist, und als solcher seine Staatsbürgerrechte ausüben darf, zu denen auch die Beschäftigung mit der Politik gehört. Als Akademiker wohnt er den lebendigen Könnern mit dem höheren geistigen Leben seiner Nation und seinen geistigen Strömungen, als Mann aus dem Volke und als Mann des Volkes kann er auf Grund seiner Abstammung und seines Verstandes das Denken, Fühlen und Empfinden seines Volkes verstehen, weiß, was dem Volke Freude macht und wo der Schuh das Volk drückt, wie selten einer.

Und in den meisten Fällen, besonders dort, wo Leben und Glauben im Einklang stehen, wird er auch in den heutigen Zeiten, das Vertrauen, mindestens aber die Achtung seiner Mitmenschen des Volkes genießen, nicht nur seiner eigenen Glaubensgenossen. Diese Momente geben ihm die Qualifikation, Politik zu treiben, und sogar eine Führerrolle zu spielen, wenn besondere politische Fähigkeiten hinzutreten. Und zwar wird er sich politisch betätigen können, nicht nur in kulturellen Fragen, wo er auf Grund seiner Überzeugung und seines Amtes für die Ideale seiner Kirche eintritt, wo er als Vertreter der Kirche interessiert ist, sondern auch in den Fragen, die nicht religiös-kirchlicher Natur sind. Wenn man jedem anderen Staatsbürger die Fähigkeit zuschreibt, sich ein Urteil zu bilden, über Dinge, die nicht ins Fach schlagen, und ihm das Recht gibt, für seine politische Überzeugung Propaganda zu machen, warum sollte man denn dem katholischen Priester es verwehren, sich über diese Dinge ein politisches Urteil zu bilden und für seine politische Überzeugung einzutreten?

Dieses Recht, sich politisch zu betätigen, konzediere ich dem katholischen Priester ohne weiteres in Gegenden, in denen nur eine Sprache gesprochen wird, wo es keinen Nationalitätenhader gibt. Aber in gemischtsprachigen Gegenden treten Momente auf, die den katholischen Priester veranlassen sollten, auf ein Recht, das ihm ohne weiteres zusteht, aus höheren Motiven, um höherer Güter willen zu verzichten.

In gemischtsprachigen Gegenden, wo es wie jetzt momentan in Oberschlesien, in der Seele des Volkes kocht, soll der katholische Klerus der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, der Ruhepunkt sein, an dem sich die Wellen des nationalen Hasses und Zwistes brechen. Das Volk ist ohnehin gereizt, verärgert, verbittert und verhezt und konzentriert mißtraulich jede Äußerung und jede Handlung seiner Seelsorger unter dem nationalen Gesichtspunkte. Tritt der Priester jetzt in Oberschlesien für den Verbleib Oberschlesiens bei Deutschland ein, dann verdrängen ihn die Polen als Gernarrator, tritt er als Pole für den Anschluß Oberschlesiens an Polen ein, dann wird er von den Deutschen als Vaterlandsverräter gebremst. In jedem Falle wird seine seelsorgliche Tätigkeit lahmgelegt. Ein Teil der Parochianen zieht sich zurück, wird von der Kofp gestochen. Während die einen dem katholischen Priester skeptisch gegenüberstehen, wird er von dem andern Teil schwärmerisch auf den Schild erhoben und als echter Patriot ausgerufen. Beide Teile haben nämlich das Empfinden: Wenn der Klerus auf unserer Seite steht, dann erhält die Heiligkeit und Gerechtigkeit unserer Sache eine gewisse Sanktion. In Wirklichkeit wird eine ganz ungewunde, geradezu krankhafte feilsche Disposition geschaffen. Grundet der Priester polnischer Herkunft *kolka oswiaty* (Hilfsvereine), polnische *Amichci-Teu-*, Jugend- und Gesangsvereine, dann erfaßt die deutschen Parochianen die Wut, beteiligt sich der Priester deutscher Herkunft aktiv an der Politik der Christlichen Volkspartei oder an der Verarbeitung der heimatreuen Oberpfleier, dann können ihn die Polen nicht ausstehen. Es wird jedem objektiven Beobachter klar, daß der nationalpolitische Haß in diesen Fällen nicht stehen bleibt an der Schwelle des Gotteshauses, sondern daß er

psychologisch in das Innere des Heiligums hineingetragen wird. ... Cui bono? ... Zum Schaden der Religion, zum Schaden des ruhebedürftigen, nach Frieden sehenden Volkes.

Ganz anders verhält es sich, wenn die Deutschen und polnischen Katholiken überzeugt sind, unser Herr Priester, unser Herr Kaplan beteiligt sich an der nationalen Politik überhaupt nicht, sondern beschränkt sich in dieser Zeit der Wirren und der Hitze nur auf die Ausübung seiner heiligen Funktionen, auf die Seelsorge. Ihm gilt die Sprache nur als Verständigungsmittel, oder nicht als Mittel für den Nationalitätenkampf. Man kann dabei in der Gemeinde ruhig wissen, daß er deutscher oder polnischer Herkunft ist, privatim soll er ruhig die Auffassung vertreten, die ihm die richtige zu sein scheint, aber weil er Deutsche und Polen zu pastozieren hat, soll er, um beiden gerecht zu werden, das Opfer des vorübergehenden Verzichts auf politische Betätigung seiner Kirche und dem Volke bringen.

Man werde mir nicht ein: In den Tagen der politischen Entscheidung muß auch der Klerus auf Seiten seines Volkes stehen. — Der katholische Priester ist kein Staatsbeamter, weder des deutschen noch des polnischen Staates, sondern er ist in erster Linie Diener, Priester seiner Kirche, die international ist. Er dient seinem Volke vielmehr dadurch, daß er die Geschäftigkeiten befähigt, Gegensätze mildert, als dadurch, daß er in die Arena der nationalen Streitigkeiten herabsteigt und auf diese Weise durch sein Auftreten El in das lodernde Feuer nationaler Leidenschaft gießt. Der katholische Priester ist der Bote des Friedens, der Liebe, der Versöhnung, aber nicht der Spitzenreiter einer nationalen Partei.

Und welche Konsequenzen ergeben sich, wenn sich der katholische Klerus Oberschlesiens orientiert an der vorbildlichen Stellung des Apostolischen Stuhles im Weltreiche in politischen Fragen?

Wie ist es dem Papste möglich geworden, im Weltreiche seine hohe Mission zu erfüllen und der Menschheit und der Humanität unschätzbare Dienste zu erweisen? — Etwa dadurch, daß er selbst auf den Schauplatz der Völkerkämpfe von seinem Thron herabsteigt, sich auf die Seite der Entente oder der Mittelmächte zeren ließ, oder dadurch, daß er bemüht war, unbedingte Neutralität zu wahren, obwohl man sich noch so sehr anstrengte, ihn anzuhängen? — Geruue seiner hl. Aufgabe umfaßte er alle Völker mit väterlicher Liebe. Obwohl selbst Italiener, trieb er nicht nationalitische italienische Politik, sondern internationale christliche Friedens- und Wohlfühlungspolitik und hat dadurch das Ansehen des hl. Stuhles bei allen Völkern nicht gemindert, sondern erhöht und der Menschheit noch ein Ideal erhalten.

Abgesehen hat Benedikt XV. den Kapuzinern in Triume das der Zankapfel zwischen Italienern und Ungarnen ist, ausdrücklich nahegelegt, sich von den Händeln der nationalen Politik fernzuhalten. Mutatis Mutandis könnte das auch für Oberschlesien gelten.

So wird auch in Oberschlesien weniger Ärger, weniger Verbitterung, weniger Haß vorhanden sein, wenn der gesamte katholische Klerus, deutscher und polnischer Herkunft, ohne Ausnahme in den gegenwärtigen nationalen Kämpfen sich vorübergehend auf die Seelsorge beschränkt und strikte Neutralität wahr. Denn nur so wird er in stande sein, seine ideale Mission und Aufgabe restlos zu erfüllen.

Pacifismus.

## Die Kriegshinterbliebenenfürsorge in der Stadt Gleiwitz.

Ähnlich wie bei der Kriegsverletztenfürsorge\*) ist in Gleiwitz die soziale Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen zunächst von einer halb privaten, halb amtlichen Organisation übernommen worden, einem Ortsausschuß für die Kriegshinterbliebenenfürsorge, dessen Tätigkeit aber von vornherein nur den Stadtkreis umfaßte. Der Magistrat bestimmte durch Beschluß vom 9. November 1915, die Hinterbliebenenfürsorge in Gleiwitz wäre so zu organisieren, daß die bei der städtischen Verwaltung errichtete Zentralfelle für öffentliche und private Fürsorge mit den bestehenden Wohlfahrtsvereinen in gemeinsamer Arbeit zusammenwirken sollte. In einer Sitzung vom 2. Dezember 1915 wurde dieser Ortsausschuß gegründet, dem die beiden Bürgermeister als Vorsitzende angehörten, der Dezerent der Armenverwaltung als Geschäftsführer, sowie die Vorsitzende in Gleiwitz bestehenden caritativ tätigen Frauenvereine, die ersten Geistlichen aller Konfessionen und der Gemebeinspektor. Auf diese Weise glaube man eine günstige Zusammenarbeit aller in Frage kommenden Teile erreicht zu haben. Durch den Geschäftsführer wurde der Organisation ein gewisser amtlicher Charakter verliehen, der sie befähigte, gleichzeitig auch als Behörde den Verkehr mit anderen Behörden, namentlich den Intendanturen und Versorgungsämtern bei den Armeekorps aufzunehmen.

Die soziale Kriegshinterbliebenenfürsorge besteht darin, die Witwen gefallener Krieger und die übrigen Kriegshinterbliebenen mit Rat und Tat bei der Gestaltung ihrer durch den Tod des Eheannes, Vaters oder Sohnes veränderten Lebensverhältnisse in jeder Hinsicht zu unterstützen und ihnen insbesondere dabei beihilflich zu sein, die durch den Todesfall hervorgerufenen wirtschaftlichen Schädigungen wieder zu beheben. Es liegt auf der Hand, daß diese Fürsorge die mannigfachen Formen annehmen kann. Neben der Unterstützung bei der Verfolgung der Ansprüche auf die Hinterbliebenenversorgung und auf Renten aus den Reichsversicherungsgegesen, der Wittivung bei der Erziehung von Kindern, der Berufsausbildung, Arbeitsvermittlung gilt es vor allem, bei vorhandener Notlage den Kriegshinterbliebenen Geldmittel, einmalige oder laufende Beihilfen zu gewähren.

Die Arbeit des Ortsausschusses bei der Erfüllung dieser Aufgaben gestaltete sich in folgender Weise. Im städtischen

Kriegsunterstützungsbüro wurde ein besonderes Zimmer eingerichtet, in dem eine sachlich vorgebildete Dame als Hilfsarbeiterin im Einvernehmen mit dem Geschäftsführer die laufenden Arbeiten erledigte. Zwei Mal in der Woche wurden in einem Zimmer des Rathauses nachmittags Sprechstunden abgehalten, die jedem zugänglich waren. Hierbei waren immer drei Damen aus den verschiedenen Wohlfühlungsvereinen anwesend. Da die Kriegsunterbliebenen aber aus eigenem Antriebe wenig in diese Sprechstunde kamen, ging man alsbald dazu über, sie in diese Sprechstunden vorzuladen. Ihre Anträge wurden hier entgegengenommen und dann an das Büro zur weiteren Bearbeitung weitergeleitet. Die Prüfung der wirtschaftlichen Verhältnisse erfolgte durch Damen der Wohlfühlungsvereine. Sie hatten nicht nur die bei der Aufnahme gemachten Angaben in der Wohnung genau nachzuprüfen, sondern sich auch sonst in eingehender Weise nach den Verhältnissen der Antragsteller zu erkundigen und ihre Ermittlungen in einem ausführlichen Bericht niedergulegen. Am Ende 1916 angeordnet, daß von seiten der städtischen Verwaltung sämtliche Todesfälle von Kriegsteilnehmern unter Angabe der Hinterbliebenen der Fürsorgestelle gemeldet werden sollten. Diese wendte sich dann durch ein Schreiben an die einzelnen Hinterbliebenen und bot ihnen ihre Unterstützung an.

Die geldlichen Zuwendungen wurden zum Teil aus städtischen Mitteln bestritten und zwar aus den Mitteln der sogenannten Kriegswohlfühlungspräge, Summen, die von der Stadt bereit gestellt waren, um die durch den Krieg hervorgerufenen Notstände zu beseitigen. Auf diese sind von seiten des Staates und des Reiches bisher teilweise Erstattungen gezahlt worden. Nach § 59 des neuen Landessteuergesetzes will das Reich diese Aufwendungen restlos bezahlen. Genaue Beträge stellte der Provinzialausschuß der Nationalität für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zur Verfügung. Dies geschah teils in der Weise, daß auf Anträge von Kriegshinterbliebenen, die durch die Fürsorgestelle übermittelt wurden, an diese einmalige oder laufende Zuwendungen bewilligt wurden. Teils wurden vierteljährlich dem örtlichen Unterausschuß — für diese Zuwendungen aus der Nationalität mußte bei der Fürsorgestelle ein besonderer örtlicher Unterausschuß gebildet werden, dessen Vorstand aus dem Oberbürgermeister, dem Geschäftsführer der Fürsorgestelle und der lokalen Hilfsarbeiterin bei der Fürsorgestelle bestand — größere Summen überwiesen, deren Verteilung der Unterausschuß dann selbst vornahm. Nach den Jahresberichten der Fürsorgestelle sind im Jahre 1916 gegen 1500 M., im Jahre 1917 gegen 11 000 M., davon über 3000 M. einmalige Beihilfen zur Beschaffung von Wintervorräten aus Mitteln der Kriegswohlfühlungspräge an Hinterbliebene verteilt worden. Die Nationalität überwieß im Jahre 1917 in drei Raten 2236 M., im Jahre 1918 rund 2700 M. Außerdem erhielten im Jahre 1917 von ihr 53 Bittende einmalige Geschenke in Höhe von 30—50 M. Für das Jahr 1918 lassen sich die Aufwendungen nicht genau angeben, da sie nicht getrennt gebucht wurden. Schätzungsweise kann man mit einem Betrage von mindestens 30 000 M. rechnen. Damit sind aber die geldlichen Unterstützungen, welche die Kriegshinterbliebenen erhalten haben, noch nicht erschöpft. Es kommen noch in Betracht die Zuwendungen aus militärischen Fonds. Abgesehen von den Renten, welche den Kriegswitwen und Kriegswaisen gesetzlich zustehen und in ihrer Höhe auch gesetzlich festgelegt sind, können die Militärbehörden einmalige oder laufende überaussehbare Zuwendungen verteilen, teils an Kriegswitwen bei besonderer Notlage, wenn die Rente nicht ausreicht, teils an Eltern und Geschwister oder an uneheliche Kinder gefallener Krieger. Diese zuletzt genannten Gruppen von Kriegshinterbliebenen haben keinen gesetzlichen Anspruch auf eine Rente; ihnen kann aber im Falle der Bedürftigkeit von Fall zu Fall eine Unterstützung gewährt werden. In den neuen Versorgungsgegesen, die der Nationalversammlung vorliegen, ist jedoch beabsichtigt, auch diesen Kreisen der Kriegshinterbliebenen einen rechtlichen Anspruch auf eine staatliche Rente zu geben, eine Forderung, die schon seit langem aufgestellt wurde. Der Umstand, daß die geldlichen Unterstützungen nicht einheitlich von einer Stelle bewilligt werden, sondern hierfür verschiedene Mittel zur Verfügung stehen, städtische Gelder, Mittel des Reiches und des Staates, die Nationalität und die militärischen Fonds, bedeutet einen erheblichen Nachteil für die Hinterbliebenen, insofern, als sich die eine Stelle immer darauf berufen kann, daß andere Mittel in erster Linie zu berücksichtigen wären. Außerdem erfordert es eine große zum Teil unnötige Schreibarbeit, wenn die Bewilligung nicht von der örtlichen Stelle geschieht, sondern, wie namentlich bei den militärischen Fonds, von den Versorgungsämtern; ganz abgesehen davon, daß es immer lange Zeit dauert, bis eine solche Bewilligung erreicht ist, obwohl in den meisten Fällen eine schnelle Hilfe auf Klage wäre. Es ist daher auch in Erwägung gezogen worden, diese Zerplitterung dadurch zu beseitigen, daß jetzt die Fürsorgestellen für die Bewilligung aller Unterstützungen, auch der aus militärischen Fonds, zuständig sein sollen. Alle diese Anträge bei der Nationalität, den Intendanturen und Versorgungsämtern bei den Armeekorps, insbesondere die Anträge auf Elterngeld, die ursprünglich von der Polizeiverwaltung erledigt wurden, sind durch den Ortsausschuß von Anfang seines Bestehens an gestellt worden, und fast ausschließlich mit Erfolge.

Abgesehen von diesen Unterstützungen in Geld wurde auch auf andere Weise den Kriegshinterbliebenen in wirtschaftlicher Beziehung geholfen. Um den Witwen zu ermöglichen, in Arbeit zu gehen, wurden ihre Kinder in Kleinfinderbewahranstalten oder Kinderhorten untergebracht. Kriegshinterbliebene wurden in erster Linie bei der Speisung in den Kriegsküchen berücksichtigt. Als diese eingestellt werden mußten, wurde dafür gesorgt, daß sie Eltern aus den Mannschäftsküchen der verschiedenen in Gleiwitz befindlichen militärischen Formationen erhielten. Ebenso konnten bei den Speisungen durch die amerikanische Hilfsaktion, die seit Oktober 1919 erfolgen, Kinder von gefallenen Kriegern in weitem Umfang bedacht werden.

\*) Vgl. den Artikel über die Kriegsverletztenfürsorge der Stadt Gleiwitz in Nr. 15 dieser Wochenchrift.

In Krankheitsfällen erhielten die Kriegshinterbliebenen freie ärztliche Behandlung. Mit dem Ärzteverein wurde ein Vertrag geschlossen, nach dem sich fast sämtliche Gleiwitzer Ärzte verpflichteten, die Behandlung der Kriegshinterbliebenen zu den Mindestsätzen zu übernehmen. Auf diese Weise konnten die Kriegshinterbliebenen den Arzt ihres Vertrauens zu Rate ziehen. Die Kosten trug die Fürsorgestelle, ebenso die Kosten für Arzneien und Medikamente, desgleichen die Aufwendungen für Behandlungen im Krankenhaus oder Krüppelheim in Butsch. Auch zahnärztliche Behandlung konnte gewährt werden. Bei Todesfällen wurden die Kosten für die Beerdigung übernommen. Im Jahre 1919 wurden für diese Zwecke rund 4000 M verausgabt, für 1918 läßt sich die Summe nicht angeben.

Eine wesentliche Aufgabe der Fürsorgestelle bestand darin, den Kriegserwitwen Arbeit zu verschaffen, damit sie durch eigene Kraft in die Lage versetzt wurden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Zu diesem Zwecke wandte sich die Fürsorgestelle an die größeren Betriebe und verabredete mit ihnen die Einstellung von Frauen. Die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Infolge der vielen Einziehungen zum Wehrdienst bestand namentlich in der Kriegsindustrie Mangel an Arbeitskräften. Die Kriegserwitwen und Kriegserwitwen mußten daher aushelfen und fanden leicht eine lohnende Beschäftigung. Soweit erforderlich, griff die Fürsorgestelle vermittelnd ein. Sie sorgte auch dafür, daß die Kinder von gefallenen Kriegsteilnehmern, sobald sie aus der Schule entlassen waren, in einer geeigneten Lehr- oder Arbeitsstelle untergebracht wurden. Gegebenenfalls fand vorher eine Berufsberatung statt. Schwieriger wurde die Arbeitsvermittlung nach der Demobilisierung des Heeres, weil durch das Zurückfluten der vielen männlichen Arbeitskräfte ein Überangebot an Arbeitssuchenden eintrat, die erst allmählich von der Industrie voll aufgenommen werden konnten.

Auch sonst wurde in jeder Hinsicht den Kriegshinterbliebenen Rat und Auskunft zuteil, gleichgültig, in welchen Anliegen sie sich an die Fürsorgestelle wandten, namentlich wenn es darauf ankam, eine schwierige Nachlassregulierung durchzuführen oder zu helfen bei der Begleichung von Nachlassschulden. Wie schon erwähnt, kann die Fürsorge die mannigfaltigsten Formen annehmen, da es ja gilt, ihnen auf jedem Gebiet behilflich zu sein. Alle die von der Fürsorgestelle geleisteten Arbeiten lassen sich daher nicht im einzelnen aufzählen. Soweit möglich, wurden natürlich auch die vorhandenen für die Allgemeinheit bestimmten Fürsorgeeinrichtungen herangezogen. Es mag nur noch erwähnt werden, daß man auch eine seelische Einwirkung auf die Kriegshinterbliebenen verachtete, indem ihnen Mut zugeprochen wurde, das schwere Schicksal gefaßt zu ertragen.

Die Arbeit der Fürsorgestelle wickelte sich nicht bloß im Büro ab. Der Ortsausschuß trat in der ersten Zeit allmonatlich zusammen, um die verschiedensten Fragen der Fürsorge einer eingehenden Prüfung und Beratung zu unterziehen. Die Erörterungen wurden hierbei ausgetauscht und die neuen Maßnahmen der Regierung und sonstige neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Kriegsursorge durch den Geschäftsführer bekanntgegeben. Später fand diese Zusammenkunft in größeren Zwischenräumen und nach Bedarf statt. Die Mitwirkung der verschiedenen Vereine erfolgte nicht nur bei diesen Zusammenkünften, sondern auch dadurch, daß die einzelnen Gremien der beteiligten Vereine sich durch Anstellung von Ermittlungen, Prüfung der Verhältnisse und dergleichen praktisch betätigten und die besondere Fürsorge für einzelne Familien übernahmen.

Wie schon in dem Aufsatz über die Kriegsverletztenfürsorge ausgeführt, hat am 18. Februar 1919 die Reichsregierung eine besondere Verordnung über die soziale Kriegsverletzten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge erlassen. In dieser wird die Fürsorge ganz der Behörden zugewiesen. Anstelle der halbprivaten Organisationen der Ortsausschüsse hatten amtliche Fürsorgestellen zu treten. Im Gegensatz zur Kriegsverletztenfürsorge, die in Provinzialorganisationen zentralisiert war, während den örtlichen Ausschüssen zum großen Teil nur eine vermittelnde Tätigkeit oblag, war die Kriegshinterbliebenenfürsorge dezentralisiert und wurde von den örtlichen Ausschüssen vollständig ausgeübt. Eine Provinzialinspektion gab es, abgesehen von dem Provinzialausschuß der Nationalstiftung mit seinem ganz beschränkten Wirkungsbereich, nicht. Diese wurde erst durch die Verordnung vom 18. Februar 1920 geschaffen, ohne daß aber den örtlichen Fürsorgestellen ein Teil ihrer Aufgaben entzogen wurde. Da auch der Ortsausschuß für die Kriegshinterbliebenenfürsorge in Gleiwitz unter starker Anteilnahme der Stadtverwaltung arbeitete und das Büro von vornherein der städtischen Verwaltung angegliedert war, so war kaum eine Umwandlung erforderlich. Das Büro des Ortsausschusses konnte seine Tätigkeit als Fürsorgestelle ohne weiteres fortsetzen. Es wurde nur dem neugegründeten Wohlfahrtsamt als Unterabteilung zugeteilt. Allerdings mußte es bedeutend erweitert werden. Die Arbeit war allmählich zu groß geworden. Sie konnte von der Fürsorgeabteilung und der ihr beigegebenen Gehilfen nicht mehr erledigt werden. Die Zahl der Familien von Kriegshinterbliebenen, welche die Fürsorgestelle in Anspruch nahmen, war inzwischen auf 1466 gestiegen. Sie mußten sämtlich von der Fürsorgestelle betreut werden, da im Gegensatz zu der Kriegsverletztenfürsorge seit Anfang 1917 der örtlichen Fürsorgestelle für die Kriegshinterbliebenen auch die Aufgabe zuteil, die erforderlichen Ermittlungen für die Gewährung von Renten anzustellen und die notwendigen Unterlagen zu beschaffen, aufgrund deren die Versorgungsämter dann über die Bewilligung der Renten zu entscheiden hatten; ebenso bezüglich der Kapitalverbindungen. Das ist eine Aufgabe, die eine Unmenge Arbeit erfordert, und die auch heute, anderthalb Jahr nach der tatsächlichen Beendigung des Krieges noch nicht abgeschlossen ist, die vielmehr noch weiterhin viel Arbeit in Anspruch nehmen wird, wenn nach den neuen Verordnungen, die jetzt der Nationalversammlung vorliegen, der Kreis der Anspruchsberechtigten erweitert werden wird. Dauernder Fürsorge bedürfen zur Zeit 421 Kriegserwitwen mit 933 Kindern, 51 kinderlose Witwen und 18 Wollwaisen, sowie 250 Eltern.

Der zweite Grund für die bedeutend gestiegene Mehrarbeit der Fürsorgestelle liegt in der allgemeinen Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse und in der stetig zunehmenden Teuerung, die seit Anfang dieses Jahres in weitemer sprunghaften Steigen begriffen ist. Diese stetig wachsende Teuerung läßt das wirtschaftliche Leben nicht zur Ruhe kommen. Es geraten jetzt nicht nur die Personen in eine Notlage, welche nicht in der Lage sind, durch eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sondern auch diejenigen, welche voll erwerbsfähig sind und eine Arbeit haben, weil die Bezahlung den Teuerungsverhältnissen noch nicht angepaßt ist und jede Lohnherabsetzung ein weiteres Anziehen der Preise für alle Bedarfsgegenstände zur Folge hat. Diese wirtschaftliche Lage tritt auch in der Kriegshinterbliebenenfürsorge deutlich in der Erscheinung und wird namentlich aus der Höhe der Aufwendungen für Unterstützungen erkennbar. Ein Mitte 1916 erstatteter Geschäftsbericht der Fürsorgestelle konnte melden, daß von einigen Fällen schwerster Bedürftigkeit bei Handwerker- und Kaufmannsfrauen abgesehen, deren Renten oft weit hinter dem Einkommen zu Lebzeiten des Ehegatten zurückblieben und deren wirtschaftliche Lage durch Nachlassschulden sich ungünstig gestaltete, die wirtschaftlichen Verhältnisse in ihren Grundlagen durch die allgemeinen Hinterbliebenenerenten gestützt wurden und die vorhandenen Notlagen auf momentane Ursachen wie Krankheit und dergleichen zurückzuführen waren. Ähnlich lautete der Bericht im Januar 1917. Er sagt: Die Prüfung der Verhältnisse in den Arbeiterfamilien ergab ein günstiges Resultat. Die Frauen lebten mit ihren Kindern in geordneten Verhältnissen. Die Renten und die Unterstützungen der Betriebe oder der eigene Verdienst reichten für die Bedürfnisse der Familie aus. Auch der Anfang 1918 erstattete Bericht konnte betonen, daß die Kriegserwitwen fast durchweg lohnbringende Beschäftigung im Hilfsdienst, insbesondere in der Kriegsindustrie gefunden hatten und dadurch in der Lage waren, den Unterhalt für sich und ihre Kinder voll zu bestreiten. Das kann jetzt nicht mehr behauptet werden. Infolge der verringerten Arbeitsmöglichkeit und namentlich infolge der gewaltigen Teuerung ist die Anzahl der Familien, die in Notlage geraten, im Wachsen begriffen. Die Stadt hat daher aus den Mitteln der Kriegswohlfahrtsfürsorge im Jahre 1919 für laufende Zuwendungen insgesamt 100 000 M und für einmalige Zuwendungen, insbesondere für Winterbeihilfen den Betrag von 50 000 M aufwenden müssen. Auch das Reich hat die Notlage der Kriegshinterbliebenen nicht unberücksichtigt gelassen. Es hat im Juni 1919 alle Renten- und Zuwendungen um 40 vom Hundert und diese erhöhten Renten seit dem 1. April 1920 um 100 vom Hundert erhöht. Außerdem hat das Reich für die Zeit vom Oktober 1919 bis März 1920 zur Unterbringung bedürftiger Kriegshinterbliebenen den Betrag von 100 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Hiervon erhielt die Gleiwitzer Fürsorgestelle 140 000 M, die restlos, zum größten Teile in bar, zum geringeren Teile in Sachleistungen an die Kriegshinterbliebenen sofort nach Eingang verteilt wurden. Besonders fühlbar ist der Mangel an Bekleidung und Schuhwerk. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurde versucht, preiswerte Waren anzuschaffen, um diese teils gegen Erstattung der Anschaffungskosten, teils unentgeltlich an die Kriegshinterbliebenen abzugeben. Es konnten verteilt werden Schuhe, Socken- und Oberleder, Sänderanzüge, Strümpfe, Unter- und Oberbekleidung und Bettwäsche im Gesamtwerte von rund 44 000 M. Außerdem konnten aus der Amerikahilfe Bekleidungsstücke im Werte von rund 2000 Mark abgegeben werden. Leider war es nicht möglich, alle Wünsche zu befriedigen. Die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Textil- und Schuhwaren sind zu groß. Es wäre äußerst erwünscht, wenn die Reichsbekleidungsstelle möglichst rasch eine umfassende Belieferung der Kommunen mit billiger Reichsware in die Wege leiten würde, bei der in erster Linie auch die Kriegshinterbliebenen zu bedenken wären.

Der Fürsorgestelle ist aufgrund der Verordnung vom 18. Februar 1919 ein Beirat als beratendes Organ und Beauftragter für die Entscheidungen der Fürsorgestelle beigegeben. Über die Zusammenziehung dieses Beirates und seine bisherige Tätigkeit ist in dem Aufsatz über die Kriegsverletztenfürsorge berichtet worden. Damit ist die unmittelbare Mitwirkung der im Ortsausschuß vertretenen gewesenen Wohltätigkeitsvereine ausgeschaltet. Sie werden aber auch weiterhin zur Mitarbeit herangezogen, namentlich in ihren auf sozialem Gebiet durch langjährige Praxis erfahrenen Mitgliedern. Die Vereine haben eine Anzahl Vertrauensdamen benannt, von denen jede einzelne Dame eine kleine Anzahl ständig bedürftiger Familien zur besonderen Fürsorge zugeteilt erhält. Deren Aufgabe besteht darin, durch ständige Prüfungnahme den Hinterbliebenen sofort helfen zu können, ihr Vertrauen zu erwerben, damit sich die Hinterbliebenen auch in allen Nöten an sie wenden, und die erforderlichen Anträge an die Fürsorgestelle weiter zu leiten und dort zu vertreten. Es ist auch beabsichtigt, Zusammenkünfte der Kriegserwitwen zu veranstalten, um ihnen Wünsche und Begehren zu erteilen und durch allgemeine Aussprache ihre Wünsche genauer kennen zu lernen. In gewissen Umfang trägt diesen Gedanken der in Gleiwitz bestehende Bund der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen in seinen Monatsversammlungen Rechnung, an denen auch die Beamten der Fürsorgestelle teilnehmen und gegebenenfalls aufklärende Vorträge halten.

Um private Mittel für die Kriegshinterbliebenen zu sammeln, wurde im Oktober 1915 in einer Stadtverordnetenversammlung beschlossen, ein eigenes Kreuz zur Regelung aufzustellen. Die Arbeiten hierzu wurden sofort in Angriff genommen und am 27. Januar 1916 fand mit großem Gepränge die Nagelungsfeier statt. Das eiserne Kreuz war damals auf dem Ringe am Rathaus aufgestellt und ist zur Zeit im Stadthaus untergebracht. Die auf diese Weise gesammelten Spenden haben den Betrag von etwa 61 000 M erreicht. Durch andere Zuwendungen wird sich dieser Fonds auf etwa 100 000 bis 120 000 M erhöhen lassen. Diese Mittel sind bisher noch nicht in Anspruch genommen worden. Es sollen aber in nächster Zeit Richtlinien für die Verwendung dieses Kapitals aufgestellt werden.

Gleiwitz.

Dr. Sarlo.

## Aus Oberschlesiens Vergangenheit.

Von Paul Ayger.

### 7. Pfaffenherzhaft.

(1. Hälfte.)

Im heiligen Jahre 1000, in welchem so viele ängstliche Gemüter das Ende der Welt erwarteten, sehen wir das Doppelte Land nach mannigfachen, harten Kämpfen dem polnischen Staatsorganismus eingegliedert, nachdem dieser alte Zankapfel lange Zeit zu Böhmen gehört hatte. Dieses Jahr war auch sonst noch für Oberschlesien von besonderer Bedeutung, insofern nämlich, als es dem neugegründeten Breslauer Bistum zugerechnet wurde; mir das Doppelte Land mit dem Schlenzgau also das erstmal vereinigt finden. Die kirchliche Provinz Schlesien (saera provincia Silesia) nennt sie der bekannte, spätere polnische Schriftsteller Madlubed. Bei dieser Zugehörigkeit Oberschlesiens zum polnischen Reiche hören wir von nichts anderem als wiederholten Kämpfen mit den Böhmen (1109), um das Besitztum dieses Landes behaupten zu können, wobei die älteste Polenchronik von hartnäckigem Widerstand, den die Grenzfestungen Wosel und Ratibor damals geleistet haben.<sup>1)</sup> Weitere Wellenbewegungen sind aus dieser Zeit in der heimatischen Geschichte nicht hafren geblieben.

Da trat in der polnischen Geschichte ein Ereignis ein, welches auch für die Zukunft von unserem Oberschlesien eine ausschlaggebende Bedeutung erhalten sollte. Es nahe das verhängnisvolle Jahr 1146. Herzog Wladislaw von Polen sollte dem Wunsche seines Vaters gemäß eine leitende Stellung vor seinen Büdern haben, als Großfürst (dux maximus) und Erster von allen (primus inter pares). Von seiner ehelichen Gemahlin Agnes, einer Tochter des Herzogs Leopold von Österreich und Stiefsohn des Kaisers Konrads des Dritten, wurde er angetrieben, seine Brüder in gänzliche Abhängigkeit zu bringen. Diese empörten sich jedoch und vertrieben ihn. Wladislaw stoh mit seinen Söhnen Boleslaus und Miesko an den Hof des Kaisers, bis es endlich nach 17 Jahren dem gedrückten Kaiser Konrad gelang, den beiden Söhnen des Vertriebenen zu ihrer Erbschaft zu verhelfen. Sie erhielten denn 1163 auf diese Verwendung hin Boleslaus Niedererschlesien mit Lpezin und Miesko Ratibor nebst Teichen. Oberschlesien bekam seinen ersten Herzog aus dem glorreichen Geschlecht der Piasten, welches auch Polen durch viele Jahrhunderte hindurch tüchtige Herrscher gesendet hat! In der Tat ein epochenmachendes Joch! Denn der obererschlesische Herzog hatte lange Jahre in Deutschland gewohnt und sich deutsche Bildung angeeignet, deutsche Sitte und Kultur kennen gelernt. Mit der Kenntnis der deutschen Sprache, als deutsch gebildeter Mann, umgeben von deutschen Rittern und Geistlichen, so zog er in seine neue Residenz ein — Ratibor! In Deutschland hatte er den guten Anbau des Bodens am besten gesehen, eine vorteilhaftere Bewirtschaftung und Ausnutzung des Bodens; blühende Felder, nach denen wohnerrufen seine Mädeschweigen, die einen reichen Ertrag und eine gefüllte Kasse verbrachten.

Aber wie sah es damals in der Waldwildnis Oberschlesiens aus? Woher sollten die in dumpfer, stumper Sörrigkeit dahinlebenden trägen Kmeten die Lust zum Anbau bekommen, wenn den dürftigen Ertrag ihrer Scholle ein anderer einheimste, ihr Herr? Dem Herzog mochte wohl im Stillen grübeln, wenn er so eine lehrreiche Parallele zog zwischen beiden Bändern, dem blühenden Deutschland und dem unwirtlichen, unfruchtbareren obererschlesischen Herzogtum. Und so blieb — die Hofkassa und sein Säckel ständig leer, das Land brach und wüßt. Gleiwitz mochte in ihm begreiflicherweise der Wunsch reifen, auch seinem Lande die Segnungen deutscher Kultur teilhaftig zu machen, deutsche Gäste zum Ausruhen und Anbau in das Land zu locken und rufen, es den Kulturführern im westlichen Deutschland gleichzutun, einem Albrecht dem Varen, Widmann, der Bertinern und anderen Führern des Deutschturns. Nur eines Wintes hätte es bedurft. Aber er konnte es nicht, durfte es nicht. Sätten nicht derartige Bestrebungen seine Herzhaft in dem so mühevoll und schwer erworbenen Lande gefährdet? Erwägungen dieser Art mögen wohl den obererschlesischen Herzog Miesko von Ratibor abgehalten haben, das deutsche Kolonisationswerk in die Wege zu leiten. Wohl war der Anschluß an Deutschland bereits vollzogen, aber noch laßen die Polen als Herren in seinem Lande. Sie hatten es nur hergegeben unter dem Vorbehalt einiger befestigter Schloßer.

Erst das Jahr 1202 schuf hierin Wandel, als die alte Senioratsverfassung der Herzöge sich löste und durchbrochen wurde. Der niedererschlesische Herzog Heinrich I. gab den Marnum und das Vorbild, so daß man nun in dessen Fußstapfen treten konnte. Seit 1216 rief er in Mengen deutsche Ansiedler ins Land. Und sie folgten gern und willig seinem Rufe. Da stand auch der obererschlesische Herzog Kaja mir († 1230) nicht müßig als Zuschauer da. Er folgte seit 1221 ebenfalls diesem Beispiel. Und auch sein Sohn Wladislaw († 1286) sowie dessen Nachfolger Boleslaus II. († 1313) erwießen sich als eifrige Koloniatoren. So hatte man es auf diese Weise mit den alten Bewohnern des Landes nicht verdoeben, da diese doch nun ganz von selbst sahen, daß sie allein nicht instande waren, etwas Rechtes zu schaffen und das gesamte Wirtschaftsfeld befruchtend vorwärts zu bringen.

Die verhängnisvolle Verbindung Ober- mit Niederschlesien, wie sie uns, einen bedeutamen Wechsel für die Zukunft bedeutend, als allüberwindendes Omen ursprünglich entgegentritt, erhielt aber bald eine schwere Erhellung durch Erbajstfreitigkeiten. Miesko von Ratibor, dem nur ein kleines Gebietsteil zugefallen war, ist begreiflicherweise damit nicht zufrieden gewesen. Der ihm wohlwollend genommene polnische Großfürst Kasimir rundete ihm sein Land ab durch Einfügung des kirchlich zum Ratiborer Sprengel gehörigen Gebietes von Butschen und

<sup>1)</sup> Hui forte fuit interim nunciatum Kosle, castrum in confinio Bohemorum e se ipso tamen non ab hostibus concrematum. Tunc quoque Boleslaus quosdam probos milites ad Rathibor, si possibile sit, capiendum misit.

Neß. Als der Sohn des nieder-schlesischen Herzogs, der den geistlichen Stand ergriffen, das Herzogtum Oppeln für Lebenszeiten erhalten hatte (1198—1201) starb, benutzte Mieszko von Ratibor die Gelegenheit, sich dieses anzueignen. Damals mag wegen der beiden „feindlichen Brüder“ auch der alte Grenzwall, der das Doppelherzogtum (ducatus Opoliensis) vom übrigen Schlesienlande (pagus Silensis) trennte, bedeutend befestigt worden sein, so daß manche Silitoriker auch den merkwürdigen, aber unrichtigen Gedanken kamen, dieser Grenzwall rühre überhaupt erst seit jenen Zeiten her. Der nieder-schlesische Herzog Heinrich der Bärtige mußte sich zwar den Verlust der ausgedehnten Landschaft gefallen lassen —, aber in dem darüber geschlossenen Vertrage kam auch sein tiefer Stolz zum Ausdruck. Jegliches Erbredit sollte zwischen den doch so nahe verwandten Fürstenhäusern aufhören. Wie zwei einander ganz fremde Nachbarherzöge wollte man sich ansehen. Aber das war natürlich nur eine ganz vorübergehende Trübung des guten Einvernehmens und wäre auch auf die Dauer der Zeit gar nicht gegangen. Was hätte auch bei einem so ausgeprochen feindseligen Verhältnis die Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung noch bedeutet und das Land eines gemeinsamen geistlichen Oberhirten als einigender Faktor? Es lag auch den nieder-schlesischen Bettern im Laufe der Jahre ganz fern, eine unverföhnliche Feindschaft zur Schau zu tragen. Schon Heinrich I. hat nach 1230 bald wieder in verständlicher Weise die Vormundschaft geführt über die minderjährigen Söhne des ober-schlesischen Herzogs Kasimir. Und Boleslaus von Oppeln erscheint 1288 als Herrscher Herzog Heinrichs IV. gegen die Polen. Aber auch das starre Verbot einer Ehegemeinschaft (Connubium) kam schon zu Ende des 13. Jahrhunderts außer Gebrauch. Und so sind denn infolge des den Töchtern zustehenden Erbredites die nieder-schlesischen Fürsten in den Besitz ober-schlesischer Landesteile gekommen. So gelangte Konrad I. von Es durch Heirat mit Eufemia in den Besitz von Koßel. Und der „Herr von Koßel“ hatte ein gutes Recht, sich zugleich „Herzog von Schlesien“ zu nennen, ebenso wie Przemislaw I. von Teschen, nachdem ihm die Kunst Kaiser Wenzels 1383 die Hälfte der Stadt Glogau verschafft hatte.

Ein Ankläger für Oberschlesien unter den Fürsten war die Zersplitterung des Landes durch Erb-schaftsteilungen, wie es z. B. 1281 geschah, als nach dem Tode des Herzogs Wladislaus von Oppeln das Herzogtum unter 4 Söhne geteilt wurde (Oppeln, Ratibor, Teschen, Auschwitz und Neutsh). Dabei blieb es aber nicht, sondern bei dem Mangel an Erstgeburtserb (sine primogenitura) ging die Gebietsteilung weiter, so daß fast schließlich in jeder ober-schlesischen Stadt sich eine Herzogswürde befand (Loß, Koßel, Falkenberg, Groß Strehlitz, Ober-Glogau). Doch ahnten die ober-schlesischen Herzöge die nieder-schlesischen bei ihrer Benennung insofern nach, als jeder Herzog an erster Stelle den Titel eines Herzogs von Oppeln führte, dem er dann den Namen der Hauptstadt seines Gebietsteiles folgen ließ, also z. B. Herzog von Oppeln, Herr zu Ratibor (dux de Opoliensis, dominus de Ratibor). Doch rief die Unterwerfung der ober-schlesischen Fürsten mit den nieder-schlesischen zusammen seit 1289 — unter Zustimmung der Söhne, Verwandten, Barone und Edlen — unter die Krone Böhmens, der benutzte Anstoß an das starke, deutsche Fürstenhaus der Luxemburger, hat um alle Teilsfürsten ein gemeinsames Band

geschlungen, den die politischen Verhältnisse des 14. und 15. Jahrhunderts noch weitlich verstärkten, wie es z. B. in dem 1402 geschlossenen „Fürstenbund“ seinen beredten Ausdruck fand. Wiederholt sehen wir die ober-schlesischen Herzöge die nieder-schlesischen in den Kämpfen unterstützen. Schon 1195 kommandierte Herzog Jaroslaus von Oppeln die nieder-schlesischen Hilfstruppen in der Schlacht an der Mogawa bei Zandresjow gegen Bischof den Weigen. 1277 zieht Boleslaus von Oppeln den Breslawern zu Hilfe. Wir sehen unsere Herzöge oftmals aber auch im Kampfe gegen Polen selbst (Mieszko gegen Boleslaus den Schamhaften von Polen 1243, Boleslaus von Oppeln 1251 gegen Przemislaus von Polen, 1273 gegen Boleslaus von Polen). Es war daher keine aus politischer Zwangslage sich ergebende Notwendigkeit, sondern eine aus der Entwicklung unseres Landes selbst mit Evidenz herausgegebene Folge, wenn es, nachdem es wie mit eisernen Klammern dem Deutschtum erschlossen war, der Polenkönig Kasimir als einen verlorenen Posten ansehen mußte und im Vertrage von Trenczin beinahe vollständig und für ewige Zeiten den Ansprüchen auf unser Land enttugte. So wie wir auch an der unumföhligen, geschichtlichen Tatsache nicht vorbeikommen, daß 1348 Oberschlesien für dauernd in den deutschen Reichsverband durch Kaiser Karl IV. aufgenommen (incorporiert) wurde. Und als böhmische Vasallen sind auch die ober-schlesischen Herzöge garnicht mehr ernstlich als Anwärter der polnischen Krone in Frage gekommen. Von den Böhmen wurden die ober-schlesischen Herzöge wie die nieder-schlesischen behandelt und wie die letzteren auch hier in ihren Lehnrechten von ihnen aus unterstützt. Als es z. B. freitig geworden war, ob für den Lehnbesitz des Herzogtums Ratibor das polnische oder deutsche Lehrecht zur Anwendung gelangen sollte, entschied König Johann von Böhmen 1337 sich für das letztere.

Im 14. Jahrhundert sehen wir die ober-schlesischen Fürsten zahlreich den Kaiser Karl IV. auf seinen Reisen ins Reich begleiten und seinen Urkunden als Zeugen dienend. Im Glanze eines vornehmen Hofhauses führten sie hier selbst ein bewegtes Leben, nahmen Ehren und Ämter in Empfang und heimtlich klingenden Lohn ein. Ja, einige von ihnen, so die Herzöge Wolk von Falkenberg, von Oppeln und Przemislaw von Teschen beließen das Amt eines kaiserlichen Hofrichters und entschieden nicht nur in böhmisch-polnischen, sondern auch in deutschen Reichssachen. Allerdings änderten sich die Verhältnisse nach dem Tode Karls zum Schlimmeren. Unter der Regierung seines Nachfolgers Wenzel verfiel die staatliche Ordnung und die Sicherheit der Straßen. Und auch die ober-schlesischen Teilsfürsten, als sie merkten, daß die Fäden der obersten Regierung am Boden schliffen, sich in ihrer Würde fühlend, suchten nicht nur die Kaufleute mit Zollplakereien heim und sahen den adeligen Rautrittern diffamierend durch die Finger, sondern wandelten wohl selbst auch die unmoralischen Pfade wüßteiler Bußschlepper. Von den Oppelner Herzögen wird uns das z. B. speziell überliefert. Die jogen. „Oppelner Fische“ liefert uns ein ganz großes Schlaglicht auf die unter Wenzel herrschenden Zustände, als Herzog Wolk IV. 1399 die an der Oppelner Pfaffenburg vorbeiziehenden nach dem Floriansmarkt nach Kratau ziehenden Breslawer Kaufleute des Warenzuges beraubte unter dem nützigen Vorwande, die StraÙe sei durch sie von räuberischem Volke bedroht. Und als dann im 15. Jahrhundert den ober-schlesischen Herzögen immer mehr und mehr die Wege nach Prag verschlossen waren, dann freuten sich diese Fürstensöhne — und nicht

ausschließlich sie, die ober-schlesischen, allein! —, als die Kratau Hofburg ihnen ihre gastlichen Pforten öffnete, wie aus den fragmentarischen Rechnungsbüchern daselbst hervorgeht, ohne daß sie nationale Ekstasien und Bebenken davon abgehalten oder sie solche empfunden hätten. Sie fühlten sich eben nur als „schlesische“ Fürsten, nicht als „polnische“.

Gar oft auch haben sie zu ihrer Ehe deutsche und schlesische Fürstentöchter heimgeholt, die gewiß ungewollt und unbenutzt den deutschen Einfluß im Oberschlesienlande verstärken halfen, oder verheirateten ihre Töchter an deutsche Herzöge. Wolk I. von Oppeln († 1318) nennt den Herzog Heinrich IV. von Breslau, mit dem er eine Waffenhilfe von 6 Jahren vereinbart hatte, urkundlich seinen „Schwager.“ Wann die erste Gemahlin Herzog Heinrich IV., die Tochter des ober-schlesischen Herzogs Wladislaus, gestorben ist, läßt sich urkundlich nicht gut sagen. Aber wir wissen, daß König Ottokar diese Heirat vermittelt hatte. Es handelte sich damals um die Vorbereitungen zum Erbampfe mit König Rudolf, wo beide Gegner möglichst viele Bundesgenossen auf ihre Seite zu ziehen suchten. Diese Heirat war also ein mit seinem diplomatischen Geschick ausgeführter politischer Schachzug. Wolk II. von Falkenberg († 1370) Gemahlin war Eufemia (polnische Deminutivform Ota), die Tochter Herzogs Heinrichs VI. von Breslau, die ihn lange überlebte. Die Hochzeit fiel in das Jahr 1325, wo der Papst Johann XXII. die Bitten der Schwiegereltern Wolkos, des Breslawer Herzogspaares Heinrich und Anna, erhört und ihm wegen des nahen Verwandtschaftsgrades mit seiner Frau Dispens erteilt. Wolk II. von Oppeln († 1356) war vermählt mit Elisabeth, Tochter des Herzogs von Schwednitz, zu welcher Ehe der schon genannte Papst gleichfalls aus demselben Grunde Dispens erteilte.

Die Tochter Wenzels von Ober-Glogau († 1370), Eufemia wurde die Gemahlin Wolk III. von Münsterberg, Wolk IV. von Oppeln († 1437) heiratete Margarete von Görz, dessen Sohn Johannes Gemahlin war Barbara von Brandenburg. Bernhard von Falkenberg-Strehlitz († 1435) war vermählt mit Hedwig von Meßstein und Nikolaus von Oppeln († 1476) führte als Gemahlin Magdakna von Liegnitz heim.\*

**Bilder aus der polnischen Geschichte.**

**XI. Johann II. Kasimir und der erste Schwedentrieg 1648—68.**

Auf dem Konvokationsreichstag gab eine Gesandtschaft Schmiednicks den Ausschlag unter Wladislaus beiden geistlichen Brüdern zu Gunsten des Kardinals Johann II. Kasimir, der mit päpstlichem Dispens den Thron bestieg (1648—68) und seines Bruders Witwe heiratete. Der energielose Erzieher wurde bald ein Spielball der Parteien und seiner intrigantigen Gemahlin. So riß er das Land in unlagbare Glend.

In der Kasafenfrage erlangte nach dem Tode des Kanzlers Polinski die unersöhnliche Kriegspartei in Polen das Übergewicht. Alle Forderungen Schmiednicks wurden abgelehnt. Besonders stieß man sich an dem Eintritt des Weiro-politan in den Senat. Allein der Kampf brachte wenig Ehre. Bei Bitawce in Wolhynien ließ das 200 000 Köpfe zählende polnische Heer vor dem nächstlichen Feldgeschrei des Gegners

\* Wolk V. von Oppeln-Oberglogau († 1460) war vermählt mit Elisabeth von Piz. Wladislaw von Koßel-Neutsh († 1347) heiratete Lucardis, eine pommerische Prinzessin. Dessen Tochter Eufemia verheiratete sich 1338 an den Herzog Konrad von Pels.

Er scheuerte ja auch die Dielen blank. — Gegen die „Stälte“, „Zima“, jedenfalls Infleuzia wurden ausgegangene Saare der Frauen um den Hals gewickelt. Sie zogen die Krankheit aus. —

Und einen Magen hat der Oberschlesier heute noch, der sich wohl nicht allzusehr von dem berühmten Entenmagen unterscheidet. Die Krühen werden nur mit den Steinen gefressen; denn wann würde man sich sonst wohl satt essen? Und mußt der „Mar“ einmal, dann heißt's: „Da wirst du wohl nicht oft, wenn du die leichteste Kost nicht verträgst.“ — Es lebe die gute Verdauung.

Ehe man zur Hochzeit geht, trinkt man, um einen größeren Appetit zu bekommen, oder wie man sagt, um das Hochzeitssaus besser schmecken zu können, einige Glas Wacholder- oder Wermuttschnaps.

Wenn die alten Frauen von einer Krankheit sprechen, so unterlassen sie nie, tüchtig auszuspuhen, um gegen diese Krankheit gefeit zu sein. Und sind sie dafür nicht alt geworden?

„Die jüngeren Leute tun dies leider nicht mehr; es wird ihr Schaden sein.“ seufzen die Alten.

Ich predige nicht von der Auszehrung und vom „Annu“. Es wird laust Abend.

Aber da ich einmal in der Gegend bin, so will ich noch einiges nachholen; ich bin ja nicht verpflichtet, der Schnur nach zu erzählen.

Der alte Kiestroj im Dorfe zog die Zähne und genoz als „Ziehmänn“, als „Zembocz“ einen Ruf, wie seinerzeit der Doktor Eisenbart. Er zog einen Zahn für 20 Pf., wobei er den armen Kerl unentrichtbar zwischen die Knie klemmte. Das hatte ich einmal bei einem Schulfameraden durchs Fenster gesehen, o Graus, seitdem ging ich im großen Boden um den „Zembocz“ herum.

Und dann der Schäfer jagte auf dem Annahof. Mit Brettem und Zigarrenstücken puzierte er das gebrochene Bein, und seine Kunden strömten mit der Bahn, zu Fuß, im Nordwägelchen, ja, sogar in herzföhligen Kutichen zu ihm. Er bereite auch eine Salbe, Kibbelweise; sie war gut gegen jede Krankheit, kurz ein Lebenselixier. Dabei sah sie aus wie der amerikanische Schmalz. Es war ein Universalmittel, diese graue Salbe. Und wenn alle Krankheiten zu einem Bußett zusammengehörten waren, sie sollte helfen. Die Leute ließen sich damit einbalsamieren und jogen wohlgenut und erfrischt nach Hause und schwuren auf den Schäfer und die graue Salbe. Dabei war der Schäfer durchaus billig. — Die Leute hatten auch meist mehr Vertrauen als Geld in der Tasche. — Verrenkte Kiefer wurden schon für 50 Pf. mit einer Backpfeife

kurriert, ein verstauchter Fuß wurde für 1 Mk. in Ordnung gebracht. Einen Wartejal hatte der Schäfer nicht. Alle, die es nicht ansehen konnten, mußten eben draußen bleiben. — Der Kreisphysikus G. liebte ihn nicht. Auf seine Veranlassung wurde er sogar wegen Kurpfuscherei eingeknast.

Auf Staatskosten wurde er drei Monate in Groß-Strehlitz und drei Monate in Ujest verpflegt. — Der Schäfer überstand's.

Aber der Kreisarzt starb — starb an Altersschwäche. — Sämlich meinte das Volk: „Hätte er sich nur den Schäfer kommen lassen!“

Da weiß ich eine köstliche Geschichte von Peter Kofegger. Die gehört hierher. Und hier ist sie:

„In St. Mupprecht an der Salbach war ein bäuerlicher Winkelfarzt wegen Kurpfuscherei zu acht Tagen Arrest verurteilt worden. Der Verurteilte machte sich nichts daraus, nur jagte er ganz ruhig: „Herr Richter, a Gebitt häit ich haft. Kunt ma mit mein Straßzeit a bißl verschoben weern, af a Monat oder was?“ Antwortete der Richter:

„Ich möchte Ihnen doch raten, die Strafe gleich anzutreten. Dann sind Sie fertig.“

„Dan freilich mit grad Zeit.“

„Was haben Sie denn so Nötiges zu tun, jest im Winter?“ — „Wissen's Herr Richter, der Doktor, unjer Spitalarzt, is krank und ich han ihn in Behandlung.“

Danach scheint es fast, als gäbe es noch gesündere Naturen als wir Oberschlesier.

**Die Kohlweiese.**

(Sage aus der Neustädter Gegend.)  
Von Franz Görtlich.

Wir hatten spät Ostern und draußen ging ein schöner Tag über die Höhen. Die Natur war schon weit vorgefröhten.

In später Vormittagsstunde wandelte ich durch das Wäscheln und Knospen des Bergwaldes. Farns und rechts Eichensträucher, unterbrochen durch Dickichte von jungen Tannen. Die Vögelin schlugen lustig. Dann und wann drang von fern her aus der Tiefe des Waldes das dumpfe Geräusch einer Urz.

Hart am Galgenberge vorbei geht der Weg, und dahinter liegt die Kohlweiese.

Ich denke an die langen Winterabende zurück. Wenn die dufenden Stenscheite im Ofen prasselten, und das Spinnrad

**Wie der kranke Oberschlesier früher kuriert wurde.**

Von Wolfgang Biengel, St. Amberg L.-S.

„Man nennt als größtes Glück auf Erden, gesund zu sein — Ich sage nein! Ein größ'res ist, gesund zu werden.“

Gesund, das sind wir Oberschlesier auf dem Dorfe. So gesund, daß manchem sogar Luft und Licht als Luxusartikel erscheinen. Und doch läßt sich hier und da schon ein Arzt auf dem Lande nieder. Ledigbräut, zerquersicht wird niemand infolge seiner großen Praxi; denn noch lebt ja manch' kluge Frau und manch' kluger Schäfer. — Die Fabel vom jungen Narren, der zum erstenmal aus Mausen ausging und der Gule und dem Wiesel begegnete, kommt mir in den Sinn, und den doch die Praxi „rund“ machte. — Ja, man fängt an, an die Kunst des Arztes zu glauben.

Früher, da hieß es: „Wer zum Arzt geht, der sündigt schwer. Es lebe der Schäfer!“ Wurde es gar zu schlimm, wunderten sich die Nachbarn über das so sehr veränderte Gesicht des Kranken, so fragte man schließlich beim Apotheker an, ob es denn nichts dagegen gäbe; es könnte ja einen ganzen Taler kosten, wenn er verspräche, daß es nütze.

Sonst hatte man keine braven Hausmittel und den unüberkreßlichen Schäfer.

Niß die Senje einen gar zu großen Graben ins Fleisch und wollte das Bluten nimmer enden, so legte man Spinnweb auf die Wunde und siehe, das Bluten war gestillt.

Bei Augenentzündungen ging man zu der klugen Frau N. — Pf! Nur keinen Namen! Noch lebt die Frau und sie schickt mir die Erinnerun ins Haus. — Im Nebenberuf ist sie eine Guillonine für gute Namen, im Hauptberuf Spezialistin für Augenleiden. Sie leckt die Augen aus, na ja, sie leckt — die Augen — aus.

Kopfwel, das war eigentlich nur so eine weibliche Krankheit, eine Krankheit der anderen Nation, wie die Männer sagten, und da genügte schon ein Unschlag mit Saureteig und Eßig. —

Bei zu starkem Husten und Stechen rauchte der Oberschlesier gleich seine Pfeife; da lufete er besser ab. — Bei Feiserteit machten wohl Eier den Hals wieder geschmeidig. Für robuste Kehlen war aber so etwas einmal nichts. Da nahm man nach man nüchtern einen kleinen Löffel voll feinen Sand.

mit einem Verlust von kaum 300 Mann auf und davon. Bei Borow in Norwagland wurde der König selbst geschlagen. Als ein infolge der Treulosigkeit des Tatarenhans erfolgloser Sieg bei Berestekto am Styr endlich eine Wiederherstellung der Lage versprach, suchte sich Chmielnicki zuverlässigere Bundesgenossen und warf sich dem Jaren in die Arme. Alexej gewährte den Tataren sofort die ihnen von der polnischen Kurzsichtigkeit vorenthaltene administrative, kirchliche und rechtliche Autonomie, rüfte in Litauen ein und sandte seinen Feldherren Hutulin nach der Ukraine. Im ersten Anlauf nahm Litauen die seit langem heiß umstrittenen Grenzorte Smolensk, Witebsk, Polozk, Kiew usw. Erst 1655 raffte sich die geschwächte Republik zur Abwehr auf, doch schon sah ihr ein neuer Feind im Rücken.

1654 hatte Karl Gustav von Schweden Zweibrücken den ich w ed i c h e n Thron bestiegen und eröffnete 1655 unbekümmert um den 26 jährigen Waffenstillstand von 1635 den Angriff, um in Polen zugleich eine Defung gegen den Jaren zu gewinnen. Graf Wittenberg rüfte durch Hinterkommen und zwang bei Waj das großpolnische Aufgebot zu schimpflicher Kapitulation. Als der König mit den Kerntrouppen folgte, ging am 9. September Warschau und nach maderer Verteidigung auch Krakau über. Allenfalls wurde Karl Gustav als Herrscher anerkannt, Johann Wladyslaw mußte nach Schlesien flüchten. Die Russen hatten Wilna und Zamosc besetzt, Polen schien verloren. Der schwedische Monarch wandte sich nun nach Preußen zurück. Dort hatte der große Kurfürst eine stattliche Armee versammelt. Er wollte sich nicht vorzeitig binden und die Verhandlungen mit beiden Parteien waren mißlungen. Bis her hatte er treu zu Polen gehalten und den König über seine Lebenspflicht hinaus im Kampf gegen die Tataren unterstützt, auch auf dem deutschen Reichstag die erbetene Hilfe fast als einziger der deutschen Fürsten befristet. Jetzt verlor er, sich auf eigene Füße zu stellen. Zu Rast schloß er mit den westpreussischen Ständen ein Verteidigungsbündnis, dem aber Thorn, Elbing und Danzig fern blieben. Karl Gustav märchenhafte Erfolge durchkreuzten jedoch seine Pläne. Nach sieben Thron und Elbing und ehe eine gemeinsame Abwehr gerüstet war, stand der Feind vor Königsberg. So schloß der Brandenburg hier mit dem Schweden ab. Gegen den Anfall von Ermeland nahm er Ostpreußen von Karl Gustav zu Wehen.

Die Nichtslosigkeit der schwedischen Besatzungen und ihre religiöse Schroffheit entzweiten jedoch die Erbitterung der Polen, sodas ein verheerender Kleinkrieg einsetzte. Auch ein nochmaliger Siegeszug Karl Gustavs blieb ohne nachhaltige Wirkung. So mußte er im Vertrag von Marienburg dem Kurfürsten die Souveränität über weite polnische Gebiete, Posen, Kalisch, Sieradz, Lecznica, Wielun, später in dem zu Labiau auch die über Preußen zugesetzten. Chmielnicki, die Radziwills und der Woiwode von Siebenbürgen, Georg II. Rakoczyn, sollten mit anderen Teilen Polens abgefunden werden. Trotzdem war Warschau bereits gefallen. Da errangen vor den Toren in 3 tägiger Schlacht Brandenburger und Schweden mit 18 000 Mann gegen 80 000 Polen und Tataren einen glänzenden Sieg (Juli 1656). Nun schritt Friedrich Wilhelm zur Besetzung seiner polnischen Gebiete, um die mit wechselndem Erfolg erbitert kämpft wurde. In dieser Not vermittelte der Kaiser einen Frieden mit Litauen, das freilich alle seine Eroberungen behielt, dafür aber jezt dem Schweden zulegte. Der Herrscher Graf Saphiel gewann das tapfer verteidigte Krakau für Johann Kasimir zurück. Auch der Zug Rakoczyns war nach anfänglichen schnellen Erfolgen zum Scheitern gebracht worden. Als sich Karl Gustav gegen Dänemark wenden mußte, schwenkte der in Etich gelassene Brandenburger

um und trat durch den Vertrag zu Wehlau auf Polens Seite. Dafür erlangte er gegen Rückgabe von Ermeland die Souveränität in Ostpreußen, sowie Bütow, Lauenburg und Draheim. Mit fliegenden Fahnen verließen seine Garuktionen die letzten polnischen Städte. Nach Karl Gustavs Tod kam endlich zu Oliva der Friede zu Stande, durch den Polen wieder in den Besitz von Westpreußen gelangte, aber auf Litauen verzichten mußte. (1660).

Doch bereits war ein neuer Krieg entstanden. Nach Chmielnickis Tod hatte sich ein Teil der Kosaken wieder an Johann Kasimir angeschlossen, der jetzt in der Not durch den Vertrag von Hadzjazi 1658 ihnen gewähren mußte, was er früher hartnäckig verweigert: die drei Litauern in der Lubliner Union zugebilligten Rechte. Eine andere Partei unter Chmielnickis Sohn hielt indessen weiter zum Jaren. Der Kampf ließ sich günstig an, bei Gudnowa wurde Chmielnicki zur Übergabe gezwungen. Allein nun hinderte eine innere Zwistigkeit an der Ausnutzung des Sieges. Der Versuch Johann Kasimirs, sich in dem Herzog von Ungarn schon bei Begehren einen Nachfolger zu sichern, wurde vom Abel als Kränkung seiner Rechte mit einem Hofsohn unter Georg Lubomirski beantwortet. Vom Reichstagsgericht zum Tode verurteilt, mußte Lubomirski fliehen, fiel aber von Schlessen aus mit Hilfe des Kaisers und des Brandenburger Kurfürsten in Großpolen wieder ein, schlug die Königspartei bei Ratow an der Nebe und erlangte dadurch völlige Amnestie und die Preisgabe des von Johann Kasimir gehegten Planes. Mit den Waffen hatte die Schlacht erfolgreich ihre Rechte verteidigt, die bereits 1652 sich bis zur Bereinigung der Reichsversammlung durch das liberum veto eines einzelnen Abgeordneten gesteigert hatten, während die Spengung durch eine Welsfraktion an der Tagesordnung war. Damals weisagte der König selbst bereits Polens Untergang und seine Teilung. Als man nun daran ging, den Kampf gegen Moskau wieder aufzunehmen, erhob sich das Gespenst eines Türkenkrieges. Daher wurden im Frieden von Andrusjow 1667 Smolensk, Seberien, Tschernigow und die östliche Ukraine mit Kiew geopfert. Dem Halbmond aber hatte sich der Kosakenhetman Peter Doroszenko zugewendet. Da war es Johann Sobieski, der mit einem Großenteils auf eigene Kosten ausgerüsteten Heere dem Empörer durch den Sieg bei Boshajce wieder zur Unterwerfung zwang.

Gleichzeitig farb Marie Luise und im nächsten Jahr legte Johann Kasimir im Gefühl seiner Ohnmacht die Krone nieder, die er zum Unglück des Landes 20 Jahre getragen.

Prof. Lanbert.

### Der Ortsname Rokittnitz (Kr. Beuthen.)

Von Alfons Perlid.

Seinem hochverehrten Herrn Pfarrer Ernst Lange, der als residierender Domherr an die Kathedrale zu Breslau berufen wurde, zum Abschied in Dankbarkeit zugeeignet.

Für die Erklärung von Ortsnamen ist im allgemeinen eine zweifache Ableitung in Erwägung zu ziehen: Entweder lassen sich die Namen auf nomina appellativa zurückführen oder ihre Bedeutung ist in einem nomen proprium zu suchen. Sollte letztere Möglichkeit zur Deutung herangezogen werden — die Endung itz (ice) läßt es zu! — so könnte in diesem Falle nur ein Patronymikon in Betracht kommen. Weit offensichtlichere Gründe aber sprechen dafür, daß unser Name in eine Verbindung mit der örtlichen Land-

1) Prof. Dr. Mehring, Schlesische Ortsnamen auf wih (ih); Schlesiens Vorzeit Bd. IV. 1885, S. 492.

schast zu bringen ist. Die weitere Untersuchung soll nun dies näher darlegen.

#### 1. Rokittnitz = ein nomen appellativum.

#### a) Verwandtschaftliche Formen unseres Ortsnamens.

Für eine einwandfreie Forschung sind zwar erst die vorhandenen gleichen oder doch wenigstens naheliegenden Wortformen des slavischen Sprachgebietes heranzuziehen. Mitlosch stellt folgende Ableitungen zusammen: Neulow: Rakitna, rakitnica, rakitnik, rakitovec, rakitenscia (Bach); bulg.: rakitowo; front.: rakita, rakitnica, rakilje, rakitowac; serb.: rakitowa, rakitowo, rakitno, rakitnica (Bach); sl.-rußj.: rokytna, rokytnice; tschech.: rokyta, rokytno, rokytna, rokytnice, rokytnik (Böhmen), rokytovec, rokycau, rokytno (Böhmen und Mähren), rakitovec, rakitoc; polnisch: rokitno (Galizien), rokitciny (Gal.), Rokitowi, rokenitz, rokitnitz (Böhmen.)<sup>1)</sup>

Zum weiteren Vergleiche seien genannt: Rokytowatz, Rokitzan, Rokytan, Rokytowes, Rokitay (Böhmen) Roketaitz (Zwei Gemeinden gleichen Namens in Mähren), Rokizyn (Aussland, Rokitno (Stümpfe am Bripet), Rokitno (100 km vor Kiew), Rokitten und Rokietnice<sup>2)</sup> (Posen) Rokaiten (Ostpreußen), Rokittken (Westpreußen).

Auch die in Urkunden vorhandenen älteren Schreibweisen müssen zu Rate gezogen werden. Sie weisen zwar schon innerhalb eines kurzen Zeitraumes große Verschiedenheiten auf, doch werden die ältesten an den Ursprung des Ortsnamens am nächsten heranreichenden Niederschriften immerhin den wohl sichersten Anhalt für eine Erklärung ergeben. Deshalb sei besonders den schlesischen urkundlichen Ortsbezeichnungen Beachtung geschenkt, die mit der Geschichte mehr oder weniger regen Zusammenhang aufweisen und eine Vertauschung und Verwechslung untereinander, besonders aber mit unserem Ort da und dort leicht möglich erscheinen lassen. Es sind demnach heranzuziehen: (Radom de Rokhitnica 1204<sup>3)</sup>, Rogitnice 1207<sup>4)</sup>, Rogytnice also nomine Schönwald bei Frankenstein, ein ehemaliges Gut, das Heinrich I. 1207 dem Kloster Trebnitz schenkte.<sup>5)</sup>

Bei Goldberg (Krs. Goldberg-Baynau) liegt R ö c h, i. s. Heinrich I. gründete hier (Rokittitz, Roketnice) 1210 ein Zisterzienserkloster (in dem er mehrere Urkunden ausstellte<sup>6)</sup>). Der Ort wurde in den Jahren sehr verschiedentlich geschrieben: Rokotniz 1211<sup>7)</sup> Rokitnie 1217<sup>8)</sup> Rogkecnice 1228, Rognit (c) e 1228, Conrad de Roketenize Protonotar (Obergeheimschreiber) Heinrichs II. von Schlessen) 1231, Rocniz 1232<sup>9)</sup>, actum in Rodiz 1240<sup>10)</sup>, Rochlitz 1276, Rochlitz („Pochlitz“) 1277<sup>11)</sup>, Rochlitz 1288, Tilo claviger (Amtmann) de Rochlitz 1294<sup>12)</sup>, Rochlitz 1294<sup>13)</sup>, Röchlitz 1302.

1) Dr. Franz Mitlosch, die slavischen Ortsnamen aus Appellativen; II, Wien 1874, S. 84.

2) Ueber über die Erklärung des Namens noch über die Gründung des Ortes liegen laut Mitteilung des Königl. Distriktskommissars Witzgen irgendwelche Ermittlungen vor.

3) Cod. dipl. Sil. 7.1; 2. Aufl. Reg. 94.

4) J. f. G. Schl. Bd. 42, S. 285.

5) Stenels Vita S. Hedwigis Ss. 34 u. 39.

6) Cod. 7.1, S. 88; Heyne I; S. 233 o. Du.

7) Cod. 17.

8) Cod. 7.1.

9) Cod. 7.1, Reg. 142 191, 332, 334 und Cod. 14, Anmerkung S. 23 (nicht S. 38).

10) J. f. G. Schl. Bd. 47, S. 244.

11) Cod. 7.2.

12) Cod. 7.8.

13) Behn- und Besuchsreden von Grünhagen und Markgraf S. 7.

der Mägde jurte, dann stieg Frau Sage leise hinter dem Fenstervorhange hervor und setzte sich unter uns Menschenkinder.

Der Vater legte die Brille beiseite und fing an, zu erzählen. Keiner drehte sich die Spulen, leiser tickte die alte Wanduhr. Bieleicht hat sie es miterlebt, mitangehört, als es geschehen war, und als man es abends erzählte.

Besonders viel erzählte uns der Vater vom Galgenberge, manchmal auch von der Kohlwiese, von den tiefen Rumpeln im Reiterbachtal und von Rigen und Feuermännern, die dort hausten. Dann rückten wir näher zusammen und blickten uns schein un.

Auf der Kohlwiese ist ein kleiner Teich. Er ist sehr tief, und sein Wasser ist ganz schwarz. Man will ihn einmal gemessen haben, und da mußten die Bauern mehrere Stangen zusammenbinden, aber den Grund erreichten sie nicht.

Es hat seine Bewandnis mit dem Teiche. Mir fällt die Geschichte gerade ein, und darum will ich sie kurz erzählen.

Der Kreuzbauer fuhr einmal mit seinem Weibe in den Wald nach Holz. Es war März, und der letzte Schnee ging von den Höhen. Wild heulte der Sturm über die Berge und warf sich mit Wut in die Täler. Im Bauernwalde stürzten trachend die Bäume. Die Dorfbewohner saßen bei verschlossenen Türen, und wenn an der Haustür der Wind rüttelte, dann fuhren sie erschrocken zusammen. Die Kindlein hufchten unter die Decke und schrien im Schlafe auf: Die Hexen ritten durch die Lüfte und verwirrten den Sinn der Menschen.

Die alten Linden an der Schloßmauer stöhnten und ächzten. Und wer an jenem Abende dort vorbeigehen mußte, der sah ein Kreuz und schritt eiligst weiter.

Vor Kreuzbauers Hofe stand ein altes Steinkreuz. Vor hundert Jahren mochte es ein Vorfahre gesetzt haben. Aber der Kreuzbauer kümmerte sich nicht um das Kreuz. Er blieb ein schlechter Mensch, von dem die Leute sagten, er habe sich dem Teufel verdröhnet. Sein Weib, die „Schwarze Hanne“, war fast noch schlimmer. Im Dorfe nannte man sie die „Hexe“.

In jener Nacht fuhr der Kreuzbauer in den Wald, aber nicht in den eigenen. Er war geizig, und so stahl er dem armen Wenzelbauer die letzten Stangen aus dem Walde.

Als der Kreuzbauer mit Wenzelbauers Holz über die Kohlwiese fuhr, da war es, als drückte das Unrecht, die Sünde, die Räder immer tiefer in das feuchte Erdrich.

Die Bäuerin war abergläubisch. Immer nahm sie ein großes, rundes Brot mit. Auch heute trug sie ein solches in

einem Tuche auf dem Rücken. Um die Hexen zu verjöhnen, legte sie es unter das feuchte Erdrich.

Aber der gute Geist war mit seiner Langmut am Ende. Es öffnete sich die Erde, und der Kreuzbauer versank mit Wagen, Pferd und Weib.

Am nächsten Tage fand man an dieser Stelle einen Teich mit dunklem Wasser.

### Kindesdank.

Die meisten Eltern von heute trachten danach, daß ihre Kinder möglichst zeitig Geld verdienen. Vielen dünken deshalb acht Schuljahre zu viel, und sie setzen alles daran, um eine vorzeitige Entlassung zu erwirken. Zum Teil treibt sie wohl die Not dazu. Gar oft ist dieser Grund aber nicht vorhanden, vielmehr bildet das Streben nach einer möglichst vorteilhaften Ausgestaltung der materiellen Lage den Antrieb. Dieses Trachten liegt im Zuge unserer Zeit, die bei der Jagd nach dem Mammon wenig für Geistes- und Herzensbildung übrig hat. Wohin führt das aber?

Vor dem Kriege hörte ich ein polnisch es Volkslied singen, das ich ins Deutsche übersezte. Lange Zeit ruhte es verblaßt im Gedächtnis, das Glend unseres Landes frischte es wieder auf. Ich lasse es hier mit der Absicht folgen, daß es alle Eltern und Erzieher zum Nachdenken veranlassen möge.

Ein Vater hatt' drei Töchterlein,  
Es fanden sich drei Freier ein.

Die erste fuhr zum Traualtar,  
Besam 200 Taler bar.

„Die schüpen Dich vor aller Not;  
D denk an mich bis an den Tod!“

Die zweite fuhr zum Traualtar,  
Erhielt 500 Taler bar.

„Die helfen Dir aus aller Not;  
D denk an mich bis an den Tod!“

Die jüngste fuhr zum Traualtar,  
Syr reich' er einen Trauring dar.

„Das soll nun Deine Mitgift sein;  
Denn alles Geld gab ich den zween.“

Der Vater wurde alt und schwach,  
Zur ältesten Tochter er da sprach:

„D liebste Tochter, gib mir Brot  
Und hilf mir aus der bittern Not!“

Die Älteste auf den Boden stieg  
Und kam mit einem Strick zurück.

„Das wird Dein bester Helfer sein,  
Reißt Du noch einmal bei mir ein!“

Der Vater ging mit trübem Sinn  
Zu seiner zweiten Tochter hin.

„D liebste Tochter, gib mir Brot,  
Erlöse mich aus meiner Not!“

Die Zweite auf den Boden stieg  
Und kam mit einem Dolch zurück.

„Das hier wird Dein Erlöser sein,  
Reißt Du noch einmal bei mir ein!“

Da ging der hartgeprüfte Mann  
Verzweifelt fast zur Jüngsten dann.

„D liebste Tochter, gib mir Brot,  
Errette mich aus schwerer Not!“

Die Jüngste auf den Boden stieg  
Und kam mit einem Brot zurück.

„Da, Vater, is und bleib' im Haus,  
Weinad' mein Kind und ruh' Dich aus!“

Also, ihr Eltern und Erzieher! Bernachlässigt die Pflege des Gemüts nicht! Sät in die Herzen derer, die eurer Führung anvertraut sind, den Samen der Dankbarkeit, der Pietät und der Achtung gegen jedermann! Dankbarkeit gegen unsere Eltern und Wohlthäter, Pietät gegen das Alter, Achtung gegen jeden Nächsten ohne Unterschied des Standes, der Religion und der Nationalität! Wenn solche Tugenden gepflegt werden, dann dürfen wir hoffen, daß die Überbortelung des Mitmenschen durch Wucherpreise, das Banditenwesen, sowie die politische Gefährlichkeit allmählich verschwinden. Dann werden wir Brot und Ruhe haben, dann werden Dolche und Stricke ihren gefährlichen Charakter abstreifen. Setzt alle eure Kräfte ein, daß dieser glückliche Zustand bald einträte zu eurem Nutzen und zu unjeres Vaterlandes, unjeres Volkes Besten!

Mieschowitz.

Chrobok.

1304, Albert piscator de Hochlitz 1304<sup>15)</sup>, Rechlitz 1310<sup>16)</sup>, Rochlitz 1312, Rochlicz 1314, Rochelicz, Rochlicz, Röchlitz 1315<sup>17)</sup>, Rochlitz, Rochelitz 1320<sup>18)</sup>, Rochlicz 1329<sup>19)</sup>, Rochelicz 1399<sup>20)</sup>, Rachelicz 1428<sup>21)</sup>, Johannes de Rachlitz 1441, Rochelitz 1451, Rocholtz 1578<sup>22)</sup>. Schon 1451 wurde das hier befindliche Schloß von den Breslauern und anderen mit ihnen verbundenen Städten zerstört. Anie weißt noch seiner Zeit auf das Vorhandensein von Ruinen hin. Daß das bei Seyne und in der Vita S. Hedwigis (Script. rer. Siles. Bd. II.) genannte Roketynie (Rokethnitz, Rokethnie) wirklich Höchlich bedeute, hat Stenzel, der es früher immer wieder bezweifelte, später doch zugeben müssen.<sup>23)</sup>

Nicht allumweit von diesem erwähnten Höchlich liegt an der Zwidauer Mulde die sächsische Stadt Rochlitz. Nach einer freundlichen Auskunft des Prof. Dr. Wagner (Verein für Hochlitz Geschichte) leitet Prof. Dr. Frau diesen Ortsnamen zwar aus dem Slavischen aber als Stein-, Berg-ort ab. In seinen „Topographischen Forschungen über die ältesten Siedlungen in den Hochlitz Bergen“ (Mitteilung d. V. f. Hochl. Gesch. 1900, S. 85—86) führt er eine Unmenge von Schreibweisen des Ortsnamens an; aus der ich nur einige, für den Vergleich mit Höchlich, charakteristische, herausgreife: Rochelincze 967, Rocheletz 1168, Rogelitz 1211, Rochelitz 1487, Röchlitz 1517. Ein näheres Daraufgehen würde zu weit führen; uns genügt die Tatsache, daß die Entwicklung der jetzt fast gleichlautenden Ortsnamen (Höchlich, Rochlitz) hinsichtlich ihrer ursprünglichen Fassung und der damit verbundenen Deutung streng auseinanderzuhalten sind.

Oben in Mecklenburg findet man einen Ort Rök n i ß (Teil von Darquin): 1178 ecclesia de Rokitniz, 1216 Rokitnize, 1219 Rokenize usw., der von einem Rokitniz-Bach umflossen wird.<sup>24)</sup>

Recht färlisch wird nach den bis jetzt bekannten Quellen unser Rok i t t n i z in der Heimatgeschichte erwähnt. Die abgelegene Gegend und die Lage des Dorfes an der früheren poln. Grenze ließen auch nichts anderes voraussetzen. Rokytynieza 1310,<sup>25)</sup> Rokytynik 1332,<sup>26)</sup> Rokitnize 1524.<sup>27)</sup> Das Register zu den Bb. XVI—XXV, Breslau 1894, der Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. und Altertum Schlesiens, legt das in dem Aufsätze: Occupationen der Stadt Habelschwerdt durch die Schweden . . . Dr. Volkner, Bd. 16, S. 125 (Vgl. a.: Auszüge aus der Chronik eines Habelschwerdters . . . N. Stelzig, in der Vierteljahrschrift f. Gesch. und Heimatkunde der Grafschaft Hb., 1889/90, IX. Jahrg.; S. 189) genannte Rokitniz in den Kreis Beuthen. Wir haben es hier aber, wie aus dem, mir vom Ullersdorfer Pfararchiv bereitwillig zur Verfügung gestellten Auszüge leicht ersichtlich ist, mit dem böhmischen Rokitniz (i. v. unten) zu tun. Die Stelle lautet: 1645 „24. Octobr. ist der Feindt von Geyerberg auf Habelschwerde marſchiret, wie auch eine Parthey von Rokitniz fröh mit der Lage auf bagdorff kommen und den Gärtner auf Strohheiffen nachgegangen, von dannen über den Sehdelberg auf handorff und verlohrenwasser kommen . . .“ Rokitnica 1679,<sup>28)</sup> Rokitniz 1700, 1720<sup>29)</sup> 1723, 1724<sup>30)</sup>, Rokitniz 1726,<sup>31)</sup> Rokitniz 1736, 1759,<sup>32)</sup> 1747, 1748<sup>33)</sup> 1756, 1791<sup>34)</sup> „Pokitniz“ (Druckfehler) 1758,<sup>35)</sup> Rokitniz 1784,<sup>36)</sup> 1818,<sup>37)</sup> Rokitniz, Rokitniz, Rokitniz (Gemeindeakten aus dem 19. Jahrh.), Rokitniz (Rokittnize).<sup>38)</sup>

Im sprachlichen Zusammenhang mit den bisher angeführten Namen steht Rok i t t i z (Rox. Kofel): (Peter Strzela von) Rokoz 1321, Rokize 1324,<sup>39)</sup> (ecclesia de) Robecz 1335,<sup>40)</sup> (Rokitniz) 1376,<sup>41)</sup> Rokoyze 1455, 1469<sup>42)</sup> Rokitz 1470,<sup>43)</sup> 1598,<sup>44)</sup> Rokize 1679, Rokitz 1687<sup>45)</sup>

<sup>15)</sup> Cod. 9.  
<sup>16)</sup> Registerum Leznicensense 23.  
<sup>17)</sup> Cod. 9.  
<sup>18)</sup> Cod. 18.  
<sup>19)</sup> Cod. 11.  
<sup>20)</sup> J. f. G. Schl. Ab. 33, S. 400.  
<sup>21)</sup> Cod. 6.  
<sup>22)</sup> Script. rer. Sil. Bd. II., S. 4 und 12.  
<sup>23)</sup> Liber fundationis claustris Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow 5, Ann. 13.  
<sup>24)</sup> R. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg (= Jahrbücher u. Jahresberichte des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde, 46. Jahrg., 1881).  
<sup>25)</sup> Cod. 14.  
<sup>26)</sup> Cod. 22, Reg. 5112.  
<sup>27)</sup> Dr. A. Christoph, Die Landbücher von Oppeln — Ratibor, Vandf. I, D. S. 1914, S. 127.  
<sup>28)</sup> Jungnickel, Visitationenberichte . . .  
<sup>29)</sup> Graemer, Chronik von Beuthen S. 193 u. 301 (Rokitniz 1774).  
<sup>30)</sup> Staats-Archiv Breslau, Sch. Beuthen-Liber (Ortsakten).  
<sup>31)</sup> Staats-Archiv Breslau, Urbarchbücher (Rep. 201 c. Rat.-Arch. B. 53 und B. 196).  
<sup>32)</sup> Romannische Karten (D. M.).  
<sup>33)</sup> Urbarchbücher, Rep. 201 c. Rat.-Arch. B. 49 und B. 199.  
<sup>34)</sup> Drei ältere Kirchengvisitationenberichte aus dem Dekanat Beuthen D.-E., Joseph Knosalla; Ein Kulturbild aus dem alten Dekanat Beuthen . . . Joseph Knosalla (= Mittl. des Beuthener Geschichts- u. Museumsvereins Heft 1 u. 2).  
<sup>35)</sup> Partie meridionale de la Silesie . . . Rouge . . . à Paris („Statistik“) D. M.  
<sup>36)</sup> Zimmermann, Beiträge . . . 2. Bd., S. 239 u. 349.  
<sup>37)</sup> Militär-Übersichtsarten v. S. Schlef. v. f. u. I. Hauptmann F. T. . . . Wien (D. M.).  
<sup>38)</sup> . . . Rokitniz, Karte von den Landereien der Herrschaft Rochowitz und Rokitniz, Maßstab 1: 12500; gez. v. Heinrich Duraz, Lith. Institut Giesch u. Ko., Ratibor (erschienen ohne Jahr (um 1860); D. M. nr. 11 555. J. G. Anie, Alpbabebisch . . . 1845, S. 553 bringt noch urkundliche Belege von 1211 und 1532 (Rochlitz), die aber mit unserem Orte in keinerlei Beziehung stehen.  
<sup>39)</sup> Cod. 18, Reg. 4145, 4330.  
<sup>40)</sup> Vetera Monumenta Poloniae . . . ed. Theiner I. 1860.  
<sup>41)</sup> Seyne, Denkwürdigkeiten . . . Bd. II., S. 121.  
<sup>42)</sup> Cod. 2, siehe A. Verdz, Zur Ortsgeschichte von Zentau, D. S. 1918, S. 1.  
<sup>43)</sup> Franz Hübner, Geschichte der Stadt Oppeln, Vormort S. IX. (Vom von Weß und die Kapuziner-Land).  
<sup>44)</sup> Sinapius II, II., S. 1046 (Verdult von Strachna). Nach Slazna, Der abgehorbete Adel der Provinz Schlesien, S. 107 war ein Peter Strzelca von Chrowitz auf Wilschowa, Patonitz und Rokitniz 1656—68 Landeshauptmann genannter Fürstentums Ratibor, der dann 1672 als Ober-Steuereintnehmer genannter Fürstentums starb.  
<sup>45)</sup> Jungnickel, Visitationenberichte . . .

Bei Groß-Schimniz (Rox. Oppeln) führt eine Feldkur den Namen Rokytze.

In Anwesenheit eines „Pana Hinka (= Hynek = Heintich) z Ludanices a na Rokitnozy“ erteilt Herzog Hans 1492 August 16. einen Zeugnisbrief über des Peter Smolfa Verzicht auf Schönwald bei Gleiwitz.<sup>46)</sup> Man wäre wegen der unmittelbaren Nähe von Schönwald geneigt, das genannte Rokitniz als bei Beuthen gelegen anzusehen. Dem aber ist nicht so. Die Ludanice sind ein altes mächtiges Herrengeschlecht, das schon seit 1466 das mächtige Roketyniz (Bezirkshauptmannschaft Prerau, an der Bahnstrecke Prerau-Olmütz) in Besitz hat. Aus dieser Familie werden Hynek und Wenzel genannt; Wenzel v. Ludanice wird 1550 Landesstand († 1557). 1568 stirbt der letzte Mann des Geschlechtes, Johann v. Ludanice. Die Ludanices hatten ihr Erbvermögen in der Kirche zu Rokitniz; zu Paprodys (Diabochos, Prag 1602) Zeiten waren noch verschiedene Grabstätten vorhanden u. a. des Rura Rokytz v. L. auf Helfenstein. Helfenstein und Keipnit bejaßen die L. seit 1554. Die Erbtöchter Katharina überließ die Güter Wof von Rosenberg, der sie dann weiter verkaufte. 1586 ist ein Rodstaphl auf Roketniz.<sup>47)</sup>

Auch des in Nordböhmen gelegenen Städtchens Rok i t n i z bei Ernähung getan. Die ichene Stadt liegt in einem Talgrunde, der „Au“, die von der Rokitenka durchflossen wird. Der Ort selbst ist unter Wilhelm von Dürnholz auf Reichenau gegründet und mit deutschen Kolonisten aus der Lausitz und aus Franken besiedelt worden. Die deutsche Siedlung läßt sich noch heute aus der Anlage und der Bauart der Häuser erkennen.<sup>48)</sup> Sinapius<sup>49)</sup> führt Rokitniz als ein altes Stammgut an, das schon 1575 (1576) im Besitz des ehemals auch in Schlesien ansässigen Wostromirsky von Wostromierz gewesen ist. 1628 (1627) ist Niklas Wostromirsky von Rokitniz Herr von Groß-Bardow, wo sein Stamm aber schon 1700 erlischt.<sup>50)</sup> Der Nachfolger dieses Niklas Wostromirsky auf Roketniz ist Otto von Rokitz; sein Sohn Christoph Wenzel, Freiherr (seit 1692 von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben) von Rokitz auf Rokitniz war mit Maria Juliana, Tochter des Johann Grafen von Dietrich und der Anna Maria geb. Gräfin von Proskau verheiratet.<sup>51)</sup> Nicht unwesentlich ist der Hinweis, daß der gräfliche Zweig des in Oberschlesien bekannten Geschlechtes derer von Beß 1821 mit Johanna Karoline vermaählte Gräfin von Rokitz zu Rokitniz ausstirbt.<sup>52)</sup>

Diese zum Teil ins einzelne gehenden gebotenen Angaben haben aber insofern eine große Bedeutung, als daß ihre vollständige Darlegung in die meisten Schriften häufig auftretenden falschen Ortsbeziehungen, wie schon erwähnt, widerlegen hilft und dabei gleichzeitig die hier im Vordergrund stehende Vergangenheit unserer Ortshaus klärt. Andererseits ist die Einsichtnahme in die chronologisch geordneten Schreibweisen der Name mit dem damit verbundenen Geben der Regeln nicht zu unterschätzen.

b) Rokitniz = Weidendorf; Rokitniz = Weidenbach.

In allen den zum Belege dienenden angeführten Ortsbeziehungen ist ohne weiteres die Grundform rokya zu erkennen, dem das Appellativum rokya (serbisch; rakya, wendisch; rokot, tschech.; rokya) = Salix caprea, Zählweide entspricht. Der Nachweis, die Stammform noch als Kompositum aufweisen zu können, das als Endwort kyta, kita (kyka, kitka) = Zweige aufweist, muß von Slawisten geführt werden. Der Hauptinhalt des Begriffes rokya wird im Anlaut liegen, so daß etwa ro (ra) den Gedanken, die sich daran anschließende zweite Form den bildlichen Ausdruck, eine Verstärkung des ersten Wortteiles, darstellen. Wir begnügen uns aber schon mit der Zurückführung auf rokya; rokya ist als Stammform, noch nicht als Appellativum, den deutschen Begriffen: dürrig, schwach, armelig, gleichzusetzen.<sup>53)</sup> Dieser Sinn wurde dann auf Objekte übertragen, die eine solche Eigenart in ganz auffälliger Weise zur Schau trugen. Da für die ersten Nenngeber nur das Landschaftsbild in Betracht kam, so ist der Inhalt dieses Wortstammes mit dem von ihm bezeichneten Gelände in ein näheres Verhältnis zu bringen. Die sprachliche Form rokya muß also einen Zustand der Landschaft zur Voraussetzung haben, der dem oben angedeuteten Charakter entspricht. Dieser bedingte Zustand kann in diesem Falle nur in der natürlichen Wechselbeziehung des Bodens zu der von ihm abhängigen Pflanzenwelt gefunden werden.

Wir können nun diese Folgerung an der Ortlichkeit unseres Dorfes recht gut veranschaulichen. Rokitniz liegt größtenteils zu beiden Seiten einer nicht geraden, mächtig tiefen Einlenkung, die von einem Bache, der Rok i t t n i z, in der Richtung von Norden nach Süden durchfließen wird. Im Tale selbst liegen Schichten diluvialer Sande, die erst im Laufe der Zeit von fruchtbarer Schwemmland überdeckt wurden. Unter dem Sandlager steht Ton an, der auf einer starken und unburdächtigen Dolomithschicht ruht. Da der Bach in seinem linken Nebenflusse ehemals zeitweilig viel Wasser mit sich führte, worauf auch die frühere Bezeichnung dieses Laufes Wrzonzestog<sup>54)</sup> (er entspringt flüßlich von Stollarzowitz;

<sup>46)</sup> Cod. 2.  
<sup>47)</sup> Siebmacher, IV, 10 Mährischer Adel . . . S. 73, 103.  
<sup>48)</sup> Mittl. des Schulleiters Hanisch aus Rokitniz auf Ersuchen des Bürgermeistersamtes deselbst.  
<sup>49)</sup> Sinapius II, II., S. 1122.  
<sup>50)</sup> Siebmacher VI, 8: Der abgestorb. Adel der preuß. Provinz Schlesien (II, III) S. 67. Sinapius und Siebmacher haben bei Angabe der Jahreszahlen einige kleine Unrichtigkeiten.  
<sup>51)</sup> Siebmacher IV, 9, Böhmischer Adel . . . S. 152.  
<sup>52)</sup> Siebmacher IV, 11, der Adel von Österreich-Schlesien S. 4.  
<sup>53)</sup> In dieser Auslegung findet sich die Form bei allen Völkern arischen Stammes; siehe a. Mitthoff.  
<sup>54)</sup> Reymann's Spezial-Karte: Gleiwitz, entworfen u. gez. von Artil.-Lieut. A. S. (nach 1878) D. M. nr. 17 061.  
Die Bezeichnung Wrzonzestog überträgt Dr. Paul Hoffbold (Das Tarnowitzer Plateau nach seinen geograph. u. naturwissenschaftl. Beziehungen S. 17, Berlin A. Kothe, Breslau I. (Neuausgabe nach dem Kriege) (ursprünglich auf die ganze Rokitniz; der Nebenfluß wird gegenwärtig als Ronotbach (E. S. 1917, S. 114 = Ronotmühl), Stog = Stodbach (eine sinnlose lautliche Übertragung ins Deutsche) bezeichnet.

wrzony = gefochtes Wasser), stog = eigentlich ein Haujen (Stog (stog siana), früher aber auch in der Bedeutung von Abfluß, Abdichtung; Abhang gebräuchlich (auch Vinde, Slownik Języka Polskiego Lwów 1857); stok = Zusammenfluß, Zufluß, Quelle (s. a. „Oberfähler“) 1918, Heft 4, S. 104; Die Dorquelle von Zmielin = stok). Beide Bezeichnungen enthalten so ziemlich denselben Sinn. Für unseren Bachlauf (= Wrzonzestog) ist also die Deutung festzuhalten, daß er jenu Wasser aus vielen kleinen Zuflüssen von den ihn begleitenden Abhängen entnimmt, die besonders zu Regenzeiten mächtig anwachsen und sich schäumend und fröhelnd (als ob es kochte) talabwärts bewegen.) hinweist, so werden wiederholt große Ausuferungen stattgefunden haben. Die älteren Dorfbewohner wissen von den Überflutungen noch viel zu erzählen. Infolge des schwer durchlässigen Untergrundes fand das Wasser keinen Abzug nach der Tiefe, so daß das Tal einer Verumpfung und auch teilweise einer Vermaooring anheimfiel. So heißt noch heute eine, aber jetzt schon bebaut Talede Modrzyce (wo das Biermalfarwerk (siehe Gasthaus steht); Adamy will S. 160 einen solchen ähnlichen Namen Modrzyce = Modritz, Kr. Freystadt von modrzew = Larix decidua ableiten. Unsere Flur und die Verbreitung der Gärche im allgemeinen“) stehen aber im Widerspruch zueinander. Mitthoff legt den Namen modr (= lividus = blau, bläulich; polnisch: modrze) unter. Das ehemalige jumpfuge Gelände mit den sich oft hier stauenden Wassermassen würde dem Ausdruck bläulich bezogen auf den Wasserpiegel entsprechen. (Auf den Zusammenhang beider Wörter: modrzew und modrze weist Dr. Erich Berner, Slavisch. Etymolog. Wörterbuch, Seidelberg 1908—1913, II. Bd. hin); auch die Staviska-Wiese (= Teichäder) zeugt neben den pflanzlichen Rückständen von dem früheren Zustand. Den nassen Boden bedekten saure harte Gräser; nur Carex, Juncus- und Scirpus-Arten (rokyt) = Niedgras; nach Nennmich-Carex unrieta; rokytny = volles Niedgras) mögen hier ein kümmerliches Dasein geführt haben. Am Talrande dagegen, wo der Sumpfboden in die mehr lehmigen Hänge überging, standen in großer Zahl Weidensträucher (= rokyty), die bei einem anhaltenden geringen Wasserstande den ganzen Grund dicht befeuchten haben werden; denn das bei dem Ortsnamen sich vorfindende Suffix ica hat die Bedeutung, daß der Begriff seiner Wurzel in einer gewissen Menge oder Fülle innerhalb der Ortlichkeit vorhanden ist oder war.

Jasenka, Dorf Tschiz, ist eine Gegend, wo es viele Jasen = Eichen gibt; Jemjelica, Dorf Jänlich, ein Ort, wo es eine Menge Junger = Mistel gibt.“ Rok i t t n i z i f t a l s o e i n O r t , w o e s v i e l e W e i d e n = r o k y t y g i b t.“ Des gar zu jumpfugen, säuerlichen Bodens wegen sind aber die hier wachsenden Sträucher klein und dürrig geblieben, so daß sie anderen Sträuchern, die auf einem anderen Standorte, z. B. auf sandigem Boden, wuchsen, hinsichtlich des kümmerlichen Aussehens nicht nachstanden. Dem so gearreichten Tale wurde nun auf Grund seiner Eigenart die der Weide eigenen altslawischen Bezeichnung (jetzt heißt die Weide allgemein wierzba, wiesna) von den umherstreifenden Jägern und Hirten übertragen.

Wohl gleichzeitig mit diesem Vorgange hat der durchfließende Bach und ihm die erste Siedlung den Namen erhalten. Einestheils läßt sich das wiederum aus der dem Ortsnamen angehörenden Endung ica beweisen, die nach Nehting darauf schließen läßt, daß der Ort seinen Namen von einem Fluße erhalten hat. Schweidnitz heißt polnisch Swidnica (= swidna = Steineiche) = der aus oder in dem Steineichenwald fließende Bach; Leszniz = Lesnica = der aus dem Walde kommende Bach;<sup>55)</sup> Rokitniz = Rokitnica = der durch oder aus einem Weidenwald fließende Bach. Andererseits mag der Bach als Grenzfluß schon von älterem im Vordergrund polnischer Interesse gestanden haben und als solcher eine frühe Bezeichnung erfordert haben. Bis 1179 (König Kasimir von Polen schenkte in diesem Jahre dem Mesco von Ratibor die Gebiete von Beuthen, Pleß und Aufschwiz) bildete der Bach schon die Grenze zwischen Schlesien und Polen.<sup>56)</sup> Erst nach dieser Schenkung wurde die Grenze weiter nach dem Osten gelegt; doch trennte die Rokitniz (Rokittnica) noch bis 1821, in welchem Jahr der Papst durch die Bulle de salute animarum<sup>57)</sup> vom 16. Juni die Dekanate Pleß und Beuthen von der Krakauer Diözese abgefordert und dem Breslauer Bischof zugeteilt hat, die beiden benachbarten Bistümer.<sup>58)</sup>

Mit der Zeit wandelte die Endung ica in ice ab, bis sie schließlich in das gleichwertige itz überging. Da diese Silbe der deutschen Bezeichnung = gegend, = tal, = dorf, = ort entspricht, so wäre die Überführung für Rokitniz in Weidengend, -tal, -dorf, -ort und für Rokitniz in Weidenbach als richtig anzunehmen.

<sup>55)</sup> Vgl. Parisch, Landeshunde von Schlesien, S. 190; Mawjaf, S. Gdzie niedzi byly u nas cisy i modrzew (Wo bei uns einst Eiben und Lärchen wuchsen); Ziemia I, 1910; Szejfer W., Beitrag zur Kenntnis der Lärchen Eurasiens mit besonderer Berücksichtigung der polnischen Lärchen. Kosmos (Lemberg) XXXVII, 1913, S. 1281.  
<sup>56)</sup> J. G. Schmalzer, Die slavischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung, Bautzen 1867.  
<sup>57)</sup> Die Weiden sind schon lange aus dem Tale verschwunden. Das gleiche Schicksal war den sich gleich hinterher anschließenden Erlensträuchern beschieden; dem in die Wälder getriebenen Weidenholz wurden nämlich die Äste mit dem Laub, in Ermangelung eines solchen weichen Grasschnittes, heruntergebogen, damit die Tiere die Blätter ohne Mühe erlangen konnten. Auf diese Weise wird auch der aus Weidensträuchern zusammengekeimte Linterwald der Redzina (= fetter Acker), in dem die vielen Ziegen der Bergarbeiter gemeldet, in nicht langer Zeit vernichtet werden. So schonungslos wird die Freiheit der Gattung ausgeübt.  
<sup>58)</sup> Prof. Dr. Rehring, Schlesiens Ortsnamen . . .  
<sup>59)</sup> Cod. 7, 8, Reg. 2478 erwähnt 1297 den Chocena-Fluß, der dort vermutlich als Rokitnitzer Wasser erklärt wird.  
<sup>60)</sup> Ausführlich in Ritter, Geschichte der Diözese Breslau S. 42 enthalten.  
<sup>61)</sup> Nach der Romannischen Karte von 1736 kommt der von Waldhof her, an der Kolonie vorbeifließende Bach als eigentlicher Grenzfluß in Betracht.

c) Kofitnik = Sandweidenborf; Kofitniza = Sandweidenbach.

In der Gegenüberstellung eines deutschen Namens dem slavischen rokyta ist innerhalb des Oberbegriffs aber noch eine große Verschiedenheit anzutreffen. Milofich legt rokyta als Zahlweide aus. Damroth = Sand-, Zwergweide, Nehrung = Wertweide; Booch = Arkosya (rogita) und Adamy = Sandweide. Die einzelnen Weidenarten sind aber, da hier die gegebenen natürlichen Verhältnisse herangezogen werden müssen, auseinanderzuhalten. In unserem Tale befinden sich: S. petandra, emera, amygdalina usw. vor. Beachtenswert sind einige Stämme von S. alba, die und die immer mehr sich verändernde S. repens (P. purpurea x repens), die wohl früher einmal das ganze Tal bedeckt haben werden.

Nach dieser kleinen Zusammenstellung scheint insbesondere der öfter genannten Sandweide der Name rokyta zuzufallen. Der Botaniker bezeichnet S. acutifolia als eigentliche Sandweide, die hier nun nicht in Betracht gezogen werden kann, da sie erst in letzter Zeit in Kulturen auf sandigem Boden (Böschung) angepflanzt wird. Die Bezeichnung Sandweide als rokyta soll aber auch hier nicht das bestimmte Vorkommen dieser Art andeuten, sondern ist ganz allgemein, ebenso wie Zwergweide (dürrig klein) auf das auffällige dürftige Aussehen der im Bachtale vorkommenden Sträucher zu beziehen. Da der deutsche Name Sandweide am treffendsten und am natürlichsten die slavische Bezeichnung (ich möchte rokyta für S. repens festhalten) wiedergibt, so ist die zuerst gegebene Übersetzung unseres Ortsnamens zu erweitern und Kofitnik als Sandweidenborf und Kofitniza als Sandweidenbach anzulegen. (Die Übersetzung bezieht sich, wie gesagt, nur auf das Aussehen der Weiden; dem Standorte nach wäre allerdings Sumpfwaldenborf, -bach leichter verständlich.)

Der gerundeten Deutung steht eine zweite, aber weniger einschlägige Erklärung gegenüber. Von den böhmischen Heimatforschern wird nämlich die Möglichkeit offen gelassen, unseren Ortsnamen, wenn auch die aufgefakelte Behauptung nicht namentlich Kofitnik beruht, auf einen Personennamen, zumal einen deutschen zurückführen zu können. Dr. Schreiber sagt in seinem Aufsatz „Beiträge zur Ortsnamenkunde Böhmens, hauptsächlich Leipa und Dauba“ im Anschluß an den Ortsnamen Kofitai (bei Böhmisch-Leipa): „Kofitai muß von einer Form des Namens Koczo, Kocco (seit dem 7. Jahrh. belegt) abgeleitet werden, die Kofit, Kofito lautet. Belegt ist sie aber bisher nicht.“ „Es ist also vom Verfasser, weil wohl selbstverständlich nicht einmal auf den Ort Kofitnik in Böhmen hingewiesen worden.“

Schreiber stützt sich wahrscheinlich auf Jörtemann, der in seinem altslavischen Namenbuch den 614 erwähnten Bischof Kocco von Autun anführt. Weitere Ableitungen sind: Kudo, Kucco, Kuczo, Koczo; im Niederdeutschen kommen vor: Kocche, Kocke, Kocge. . . Auch einige Ortsnamen, den der Name Kocco zu Grunde liegt, werden angegeben: Koggingen, Kuchumbach. . . Kocco steht mit Kocbus in Beziehung; die erwähnten Ortsnamen haben also zum Inhalt, daß der Ort im Besitz eines Kocbus ist oder von einem Kocbus gegründet worden ist. Schreiber will in seiner Arbeit den Beweis führen, daß ein sehr großer Teil der böhmischen Ortsnamen in den beiden Bezirken Leipa und Dauba, denen man bisher eine tschechische Abstammung untergelegt hatte, von altslavischen Personennamen herzuweisen sind. Da diese Untersuchung auch für die Deutung der übrigen unferem Ortsnamen ähnliche Bezeichnungen von Wichtigkeit ist, so sei eine gütigst gegebene Beurteilung dieses Nachweises von Karl von Zimmermann, dem Schriftleiter der in der Nummerung erwähnten Zeitschrift, in ihrem Hauptteil hier wiedergegeben: „Allerdings haben die tschechischen Forscher viele Ableitungen des Verfassers angegriffen; sie stützen sich hierbei auf ihre Ergebnisse in den tschechisch-slowakischen Gebieten. Man darf aber hierbei nicht vergessen, daß die Slaven in Innerböhmen und in den von Deutschen besetzten Randgebieten viele alte deutsche Namen angetroffen haben, die sie nicht verstanden und ihrer Herkunft nach schon gar nicht beurteilen konnten und auch gar nicht wollten. Sie legten daher diesen deutschen Orten einen möglichst ähnlichen tschechischen Namen bei, der ihnen geläufig war, d. h. sie legten sich die Sache recht bequem zurecht. Auffallend ist es nun, daß diese tschechische Namen häufig den alten deutschen Namen — bei richtiger Untersuchung und Vergleichung mit anderen Ortsnamen — in der slavischen Deklination noch leichter erkennen lassen, als die vielfach abgekürzten und auch der Ummodlung, Angleichung und volksetymologischen Umdeutung unterworfen gewesenen deutschen Ortsnamen, wie sie heute lauten.“

Die mit uns vielfach parallel arbeitenden tschechischen Forscher, deren Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit voll anerkannt werden muß, sind eben heute noch meist „Slawisten“, d. h. sie gefallen sich zu sehr in der Beherrschung der deutschen und altslavischen Sprachforschung und freuen sich darüber, daß so viele, ehemals wendisch-erbische Gebiete heute eingedeutscht sind. Die Deutschböhmen mühen aber, wo es möglich ist, den deutschen alten Namen und damit der deutschen Ursprung ihrer Ortsnamen zu beweisen und die tschechische Namensform in ihrer teils gewalttätigen teils geradezu komischen Ableitung aufzuweisen, weil von tschechischer Seite daraus auch nationalpolitische Ansprüche abgeleitet werden. Dr. A. Schreiber behauptet nun gar nicht, daß er mit seinen deutschen Namenserkärlungen in unserer Zeitschrift in allen Fällen Recht habe, er bezieht aber auch keine Gewalttätigkeit sondern legt die Verhältnisse so dar, wie er sie auf Grund eingehender Forschungen und Vergleiche sieht.“

Die von Schreiber vertretene Erklärung ist auch meines Erachtens nicht einwandfrei. Derartige Forschungen sind rein wissenschaftlicher Art und dürfen keinerlei, wenn auch noch so löblichen und wünschenswerter Beeinflussung unterliegen. In diesem Falle müßte sich doch die Zurückführung von Kofitai und Kofitnik auf ursprungsrichtig feststehenden aber auch nicht bestreitbaren. Der rein sprachliche Nachweis besonders in den Grenzgebieten, wird ohne Beachtung der örtlichen Gegebenheiten niemals zu einem sicheren Ergebnis führen.

Wie die Darlegungen gezeigt haben, ist unser Ortsname ohne Fehl auf seine wirkliche und ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt worden. Auch in Kofitnik und auf der Kofitze bei Groß-Schönitz sind dieselben Bedingungen, die unsere Erklärung fordert, vorhanden (zum Teil schon verschwunden), so daß der Schluß zulässig ist, daß auch die Deutung bei den übrigen in Betracht gezogenen Ortschaften durch die Landschaft gerechtfertigt wird.

Die von rokyta abgeleiteten Wörter nehmen hin und wieder auch die Bedeutung eines Personennamens an, doch sind sie dann immer nur sekundäre Bildungen, die eben die geschilderten Naturverhältnisse zur Grundlage haben. Der hussitische Erzbiſchof Kofczana führte den Namen nach seinem bei Bilsen gelegenen Heimort Kofczany (Kofchan; rokyta (Stamm) = rokiztan (Ortsname: mit dem Suffix anin) = rokyean (der neue Ortsname: die Bewohner des Ortes) = rokyezana (der Bewohner des Ortes); rokytuo = rokytmany). Das Breslauer Adreßbuch von 1916 führt 6 Kofitita, 7 Kofitite, 1 Kofititsch an; in Berlin waren 1915: 1 Kofitica, 1 Kofitici, 3 Kofitita, 2 Kofitite, 1 Kofitiki, 4 Kofitniki. In Leipzig findet sich kein ähnlicher Personennamen vor (Verbreitung der slavischen Namen nach Westen).

Etwas werden derartige Namen auch im polnischen Adel genannt. Die Kofitai sind in der Wojwodſchaft Troſt um 1770 ansässig. Die beiden Zweige der Kofitnik werden 1550 und 1660 in Dobzſyn und Witau erwähnt; 1772 huldigten sie Preußen.

Selbst unserem Ortsnamen sucht der Volksmund einen solchen Personennamen unterzujubeln. Kofita soll der Name eines verwegenen Räuberhauptmanns gewesen sein, der hier seine Stützpunkt hatte und von da aus seine Raubzüge in die Umgegend unternahm. (Einmal wurde mir auch das Unkraut als rokita bezeichnet.)

Kofita ist aber auch der Name eines G. e. i. e. s. Wojcicki (Kleiden S. 97, überſetzt von Lewestam, Berlin 1839) ſchreibt: „Ihren gleichen Ruhm wie Boruta hat auch der Geist Kofita, der seit unendlichen Zeiten die Stämme in der Nähe von Wielun bewohnt. Bald zieht er die Leute in den Sumpf und verdrängt ihnen den Weg, bald blendet er sie so, daß sie vor der Tür ihrer eigenen Hütte weber diese noch überhaupt das Dorf zu sehen vermögen. (Sumpfbibel). Wer so von Kofita geblendet ist, der konnte wohl eine ganze Woche lang um sein Haus herumgehen und nicht hereinfinden.“

Unter der polnischen Bevölkerung ist nun auch eine besondere Art von Teufel unter diesem Namen bekannt. In Gerichtsverhandlungen aus den Jahren 1675—1747 werden solche Teufel von angeklagten Herren dem Richter genannt: Kofitici, Kofitonski, Kofitici. Von Kofita und dem Schafhirten erzählt A. Sulzewski. Der Teufel Kofita, der zum erstenmal auf Raub ausgezogen ist, nimmt einem Hirten den unter einem Strauche versteckten Schafstich und wird von dem Teufelsfürsten dazu verurteilt, dem Hirten ein halbes Jahr zu dienen, weil er diesen dadurch nicht zum Fluchen bewegen hat. Ein andermal gehen Boruta und Kofita zu einer Hochzeit.

Boruta ist älter als Kofita und hält sich mit Vorliebe auf Weiden (— rokyty, rokita) auf. Prof. Knoop ist der Ansicht, daß insolge eines Mißverständnisses der Teufel Kofita neben den Teufel Boruta getreten ist.

In früheren Zeiten waren Sagen vom Kofita in unserem Dorfe bekannt. Daher spricht die Pfarrchronik (S. 17) von einer Teufelsmühle am Orte, so daß die Erklärung für die im Dorfe verbreitete sagenhafte Deutung: Kofitnik-Teufelsdorf, nicht weit liegt.

### Wie im oberſchl. Zweisprachengebiete die Schule ſein muß und ſein wird.

Der von Maria Theresia geprägte Satz: „Die Schule ist ein Volkstribunal“ klingt weiten Volkstribunalen wie ein Fluch. Nicht etwa deshalb, weil man die Schule Staatsnotwendigkeiten in vernünftiger Weise dienſtbar macht, sondern weil die schroffe Anwendung dieses Grundſatzes sie fast immer zum Spielball der politischen Parteien werden ließ und oft geradezu zu Mißverständnissen führte. Am hintersten Litzen darunter immer die sprachlichen und religiösen Minderheiten eines Staatswesens. Deshalb ist es ein Ausfluß der bisher in Oberſchleſien geübten Schulpolitik, wenn die Angriffe gegen die Schule des oberſchleſiſchen Zweisprachengebietes so überaus heftig, ja geradezu heftig sind.

Diese Kämpfe wurden bis jetzt in den Verwaltungskörperschaften, den Vereinen, der Presse und zwischen den politischen Parteien ausgefochten. Wer birgt aber dafür, daß sie nicht auch in die Schultube verpflanzt werden und unseren Kindern einen nicht wieder gut zu machenden moralischen Schaden zufügen? Aber auch so ist er schon groß genug! Die Schule kann ohne der Mißſitte der Eltern ihre erzieherischen und unterrichtlichen Ziele nicht erreichen; erst recht nicht, wenn ihr das Elternbrot offensichtlich entgegenarbeitet. Es ist daher höchste Zeit, daß Frieden einkehrt.

Was fordert denn der polnisch orientierte Teil unserer Mitbürger auf dem

Schulgebiete? Z. Kustos, cand. theol. et phil., spricht es in seinem Schriftchen: „Oberſchleſiens Schule in der Geschichte“ Richard Meyer, Math. Verlagsanstalt in Ratibor — November 1919) auf S. 31 so aus:

1. für polnische Kinder eine polnische Schule mit polnischen Lehrern;
  2. wo eine polnische Minderheit vorhanden ist, was in Oberſchleſien nur selten der Fall sein wird, polnischer Unterricht wenigstens in Religion;
  3. polnische Seminaristen für Heranbildung polnischer Lehrer.
- Von demselben Verfasser erschien im selben Verlage noch ein Schriftchen in polnischer Sprache: „Jak nas uczono w szkolach (na Górnym Śląsku)?“ Darin wiederholt er auf S. 23 und 24 die Forderungen, die der oberſchleſiſche Geiſtliche Safranek am 21. Juli 1848 in Berlin stellte und die im wesentlichen den oben zitierten 3 Forderungen entsprechen. Darüber hinaus verlangt er für die Gymnasien, die in polnischen Teilen Oberſchleſiens (Beuthen, Abnisk, Leobischütz (!), Katowitz, Ratibor) liegen, die polnische Unterrichtssprache, für die der anderen zweisprachigen oberſchleſiſchen Gebiete die polnische Sprache als Pflichtfach. Die Breslauer Universität soll Lehrſtühle für polnische Sprache, Geschichte, Literatur und Teile der Theologie erhalten mit polnischer Vortragssprache.

Der „Katoſi“, Nr. 40 vom 1. 4. 20 enthält unter dem Titel: „Zadawaj Polskiej Szkoły Ludowej“ an bevorzugter Stelle einen Artikel, der sich hier nachdrücklich mit den Schulforderungen der polnischen Seite beſchäftigt. Da sie den nur deutsch sprechenden Interessenten noch nicht allgemein bekannt sein dürften, will ich sie in Übersetzung hier anführen. Nach einer längeren Begründung, die gegen die oberſchleſiſche Lehrerſchaft geradezu ausfällig wird, heißt es dort: „Deshalb müssen wir fordern:

1. Entfernung der Lehrer, welche die polnische Sprache nicht erlernen wollen und Feinde der polnischen Nationalität, d. h. politische Agitatoren sind;
2. Einführung des Religionsunterrichts in poln. Sprache;
3. Einführung polnischer Sprachunterrichts, in jeder Schulklasse mindestens 6 Wochenstunden;
4. Anstellung polnisch-katholischer Kreisſchulinspektoren, im Falle des Mangels an entsprechenden weltlichen „Ständeboten“ ihre Vertretung (Erziehung!) durch Personen geistlichen Standes (Pfarrer, Kaplanen).
5. Anstellung eines polnisch-katholischen Schulkonrats bei der interalliierten Regierungs- und Abstimmungskommission, der die Oberaufsicht über Kreisſchulinspektoren und Lehrer ausübt.“

Das sind (mit Rücksicht auf die schwierige Lage, in der sich die oberſchleſiſche Lehrerſchaft befindet) vorläufige Mindestforderungen; das endgültige Ziel bleibt natürlich die polnische Schule für Kinder polnischer Muttersprache.

Die Beurteilung der einzelnen Forderungen überlasse ich den Lesern; sie wird nach dem Standpunkte des einzelnen ganz verschieden sein. Allgemein möchte ich nur jowiel dazu bemerken, daß man sie aus Billigkeitsgründen joweit als berechtigt anerkennen muß, als sie dem demokratischen Grundſatz: „Jedem das Seine“ entsprechen. Alles andere ist unberechtigt.

Berechtigt ist vor allem der Anspruch auf Berücksichtigung der Muttersprache durch die Schule. Es ist ein natürliches Recht, das keines Beweises bedarf. Jeder Andersdenkende verſetze sich einmal in die Lage, seine Kinder in eine Schule schicken zu müssen, die seinen Ansichten in ganz wesentlichen Dingen, z. B. religiösen, zuwiderhandelt. Er wird dann den Standpunkt des Gegners besser verstehen und würdigen. Er vergegenwärtige sich einmal die begeistertsten Worte Schenkendorffs über die Muttersprache. Vom pädagogischen Standpunkte muß man die Ausschaltung der Muttersprache mindestens als einen Unwiderstand bezeichnen. Fünf Jahre sprachlicher Übung läßt man unberücksichtigt. Allgemein anerkannte psychologische Grundſätze (vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren, Apperzeption usw.) werden ignoriert.

Nachdem in den oberſchleſiſchen Schulen der Religionsunterricht in polnischer Sprache zugelassen und polnischer Sprachunterricht eingeführt worden ist, konnte die Lehrerſchaft manche Beobachtungen machen, die für die Erziehung des Unterrichts in der Muttersprache sprechen. Wer unvoreingenommen beobachtet hat, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß den Kindern, insbesondere auf der Unterstufe, die Aufnahme des Lehrstoffes in der Muttersprache leichter fällt, daß sie ihm besseres Verständnis entgegenbringen und daß sie schneller gefordert werden. Er wird aber auch festgestellt haben, daß die sogenannten „zweisprachigen Volksschulen“ ein Hindnis sind. Die Kinder erlangen weder in der deutschen noch in der polnischen Sprache die Vollkommenheit, die für die Zwecke der Schule und für das Leben wünschenswert ist. Besser eine rein deutsche Schule auch für polnische Kinder (oder umgekehrt) als eine zweisprachige. Vom pädagogischen Standpunkte muß man also in Oberſchleſien eine richtige Scheidung in deutsche und polnische Schulen verlangen.

Nun aber die Durchführung dieser Forderung! Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß nur ein kleiner Teil der oberſchleſiſchen Lehrerſchaft die polnische Sprache genügend beherrscht. Wenn aber die von der Regierung in Aussicht genommenen polnischen Sprachkurse bald eröffnet, mit Geldmitteln ausgestattet und die an ihnen beteiligten Lehrer beurlaubt (Einkräfte sind in stellunglosen Lehrern vorhanden) werden würden, dann ließe sich schon in einigen Monaten etwas schaffen, da viele Lehrer das oberſchleſiſche Polnisch ziemlich geläufig sprechen. — Von einer Verwendung polnischer Hilfskräfte kann nicht die Rede sein; Polen trägt ein recht unfreundliches Lied von ihnen. Vor allem bedauere der Himmel unsere Schule vor den „pädagogischen Raatmonatskindern“, die die polnischen oberſchleſiſchen Schulkommissionen sich jetzt zu schaffen bemühen. Diese sollten sich lieber die Gewinnung der oberſchleſiſchen Lehrerſchaft angelegen sein lassen durch Sachlichkeit, gute Unterrichtskurse in der polnischen Sprache und vor allem durch klare und verbindliche Herausstellung der rechtlichen

<sup>1)</sup> Damroth, Die älteren Ortsnamen Schlesiens, Beuthen 1896. <sup>2)</sup> Nowy Dokiady Slownik, Leipzig 1873.

<sup>3)</sup> Bgl. Prof. Dr. Th. Schube, Nachfrage zum Waldbuch von Schlesien (= Jahresbericht d. Schles. Gesellsch. f. Vaterl. Kultur 1917).

<sup>4)</sup> Bgl. Dr. Z. Chrząszczyński, Geschichte der Städte Peiskretscham und Tepl, sowie des Tosler Kreises, S. 255; Verlag Palla in Peiskretscham, 1900.

<sup>5)</sup> Mittl. des Nordböhmisches Vereins für Heimatforschung und Wanderpflege, 39. Jahrg., 1. Heft, 1916, S. 28.

<sup>6)</sup> Briefliche Mittl. des Schriftleiters auf eine Anfrage hin.

<sup>7)</sup> Ernst Jörtemann, Altslavische Namenbuch, 1. Bd. Personennamen, S. 880 (2. Aufl., Bonn 1900).

<sup>8)</sup> Bgl. Milofich, Die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen im Slavischen; Wien 1864, S. 4 u. 5.

<sup>9)</sup> C. v. Jernitz-Zeliga, Der polnische Adel und die demselben hinzugehörigen andersländischen Adelsfamilien, Hamburg 1900.

<sup>10)</sup> R. Bartolomäus, Ein Forstbörner Gerichtsbuch (= 3. d. Hist. Gesellsch. Jahrg. XVI, S. 220).

<sup>11)</sup> Mittl. d. Schles. Gesellsch. f. Volkstunde, S. XIV, 1905, S. 67, Ab. VII.

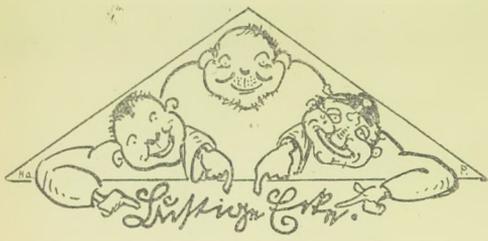
<sup>12)</sup> Prof. D. Knoop, Polnische Dämonen (= Heftische Blätter f. Volkstunde, Ab. IV, 1905, S. 32).

und wirtschaftlichen Bedingungen für den Fall, daß Oberschlesien an Polen fallen sollte. Man kann doch einen kulturell hochstehenden Stand nicht dadurch gewinnen, daß man schimpft, zu schreien versucht oder einige Worte in irgend ein politisches Programm aufnimmt, die zu nichts verpflichten und obendrein noch dehnbar sind. Die polnische Presse Oberschlesiens müßte der Lehrerhaft gegenüber mehr Takt bewahren; besonders ihr lokaler Teil enthält viel ungeprüft übernommener aufgebauschter gehässiger Tratsch, der böses Blut erzeugt. Ich stelle im Gegensatz zu der Behauptung in Nr. 40 vom 1. 4. 20 des „Statistik“ fest, daß der größte Teil der ober-schlesischen Lehrerschaft seine ober-schlesische Heimat liebt, bei seiner Schularbeit allein das Wohl seiner Schüler im Auge hat und politische Agitation ablehnt. Mehr kann man von ihm, der durch seinen Amtseid gebunden ist, von polnischer Seite weder verlangen noch erwarten. — Die Beschaffung der polnischen Lehr- und Lernmittel ist ebenfalls schwer. Nach Überwindung dieser Schwierigkeiten lassen sich auf Wunsch der Eltern in den größeren Orten leicht deutsche und polnische Schulen einrichten. In den kleineren Orten muß die Mehrheit über die Art der Schule entscheiden; es wäre auch eine Einigung mit Nachbarn in Betracht zu ziehen. Da für den Oberschlesier des Zweisprachengebiets in Zukunft die Kenntnis beider Sprachen eine Notwendigkeit sein wird, so müßte in der deutschen Schule für einen ausreichenden polnischen und in der polnischen für einen ebensolchen deutschen Sprachunterricht gesorgt werden. Ich halte hierfür sechs Wochenstunden auf jeder Stufe für notwendig. Daß dadurch die Ziele der ober-schlesischen Schulen tiefer gesteckt werden müßten, ist nicht zu befürchten, da, wie ich schon oben ausführte, die Verwendung der Muttersprache und das Aufhören des Widerstandes mehr als ausgleichend wirken würden. Der Lehrstoff, der in den ober-schlesischen Schulen zu bieten wäre, müßte bodenständig sein; hier ließen sich wieder die polnischen (i. A. Kustosz!) noch die deutschen Wünsche voll erfüllen.

Mag nun Oberschlesien bei Deutschland bleiben oder zu Polen kommen, die Schule im ober-schlesischen Zweisprachengebiet wird im wesentlichen so aussehen, wie ich sie oben gezeichnet habe. Deutschland hat in seiner Verfassung das Recht auf die Muttersprache festgelegt und Preußen den polnischen Sprachunterricht in den ober-schlesischen Seminaren eingeführt; polnischer Religions- und Sprachunterricht werden heute schon im hiesigen Zweisprachengebiet erteilt. Polen hat in den „Schulverhandlungen“ mit Preußen die deutsche Schule für deutsche Kinder zugestanden. Für die meisten Lehrkräfte, die im ober-schlesischen Zweisprachengebiet weiter wirken wollen, wird also in jedem Falle die Kenntnis beider Sprachen notwendig sein. Darauf sollte man sich einrichten und fängt in bejannenen Kreisen damit auch schon an (polnische Sprachkurse für Lehrer in Oppeln, Koszów usw.). Und nun positive Arbeit von beiden Seiten.

Hofrat Dr. E.

H. Nojka.



Bearbeitet von Hans Pilot, Czulow-Fabrik, Kreis Pleß.

Doktor Wiklipuöli.

In einem Abteil der Ruinen, die früher einmal mit Recht den Namen Eisenbahnwagen führten, herrschte der traurige Schimmer jenes Lichts, das vor langen Zeiten als helles Gaslicht den Aufenthalt im Zuge angenehm und nützlich gemacht hatte.

Trotz dieser erschwerenden Umstände hielten die beiden Ansassen des Abteils ihre Zeitungen vor die Nase und studierten mit ihr in ihnen herum.

Der eine hatte im linken Knopfloch ein kleines rotes Schildchen mit einem weißen Adler. Er war also ein Pole vom reinsten Wasser. Um das noch deutlicher zu zeigen, trug er auf dem Kopfe die in Polen so beliebte Schildmütze. Seine Zeitung führte den Titel: Gazeta Propolska.

Der andere hatte neben dem schwarzweißen Bändchen des Eisernen Kreuzes noch eine schwarzweiße Rosette im Knopfloch. Er war also ein Deutscher vom reinsten Wasser. Er saß in preußisch-schneidiger Haltung, sein Schnurrbart hatte die Form „Es ist erreicht“ und die Zeitung, die er las, war die „Ostelsche Abendpost“.

Als ihre, von der Anstrengung des Lesens geröteten Augen nur noch aus didverquollenen Schlitzen blickten, lehnten sie die Blätter ermüdet gegen ihre Bäuche.

Der Deutsche nahm eine erdhar-solide Zigarre heraus. Der Pole zündete sich eine leichtfüßig-leichte Zigarrette an. Liebenswürdig reichte er darauf dem Deutschen Feuer.

„Danke schon!“

„Bitte schon!“

Damit waren die gesellschaftlichen Vorbedingungen zur Einleitung eines Gesprächs erfüllt, und nun fing ein hochpolitischer Diskurs an.

„Gottseidank“, begann der Pole, „daß wenn wir jezt endlich zu Polen gehen, den mit die Lebensmittelpreisen is das in Deutschland ja jezt schon aus Kozzen!“

„An da wohlen Sie in Polen was Besseres holen?“ rief der Deutsche, „um Himmelswilen, Mann, da is ja noch schlimer un schlimer!“

„Ah, da sin Sie noch immer so ein rumer Deutscher, wo nich weiß, was in Polen los sein tut?! Mensch! da gips zu esser!! — Wo wo is der Sped? Von Polen! Von wo sin die Kartoffeln? Von Polen! Von wo is die Butter? Von Polen! Von wo is überhaupt alles? Von Polen!! Hä?!“

„Das is ja värrikt! Worn Sie in Polen?!“

„Nein!“

„An woher wissen Sie?“

„Setz ja in Zeitung, hier, Gazeta Propolska!“

„Aha, da cham wirs! Alles is Schwindel, bloß Schwindel un Schwindel! Warum sterben sich in Warschau täglich tausend Menschen tot? Vom Hunger! Warum fohmen sie was einmal da mehr nach Deutschland über das Grenze? Vom Hunger! Warum wird die Haller Armee was einmal da kleiner? Vom Hunger, weil klapan die Soldaten zujamen! So is, verstanden Sie, so is!“

„No mein Got, da warn Sie in Polen?!“

„Nein!“

„An woher wissen Sie?“

„Setz ja in Zeitung, hier, Ostelsche Abendpost!“

„Aha, da cham wirs! Schwindel! Schwindel un Schwindel!“

„Daho! An wo sin die Läuse un Pocken un Tiffus?“

„Doh jäsdr! An wo is Grippe, was in Berlin allein Millione dran sterben?“

„So! An wo sin in Polen Tellergrafen, Tellejons, Straßen, Eijebannen?“

„No, cham wir dastier jedoch keine Schulden! Hier stet, daß fohmen in Polen auf dem Kopp 1 Pf. Schulden, dagegen in Deutschland auf den Kopp mit die Kriegskosten etwa 50 000 Mark, un cham jelsp Frankreich un England greeßern Schulden alz Polen!“

„Mareo! An hier stet, daß in Deutschland, wo sich sofort wird emporarbeiten, wird fohmen sehr wenig auf den Kopp, wogegen in Polen jowiel auf den Kopp, daß wirs in Polen keine so großen Köppe geben, um die große Schulden zu kemp tragen!“

„Jawoll, emporarbeiten! Volschewizki un Sparkaussen sin dotte!“

„Was, bloß in Deutschland?! In Polen, da sin sie! In Warschau un ibberal!“

„Schwindel!“

„Drät, nich Schwindel!“

„Was, Drät?! Da halten Sie bloß dem Mundstief!“

„Mundstief? Pieronna! Wen ich Sie eine klee!“

— So weit war das hochpolitische Diskurs geblieben. Wild waren die Zeitungen geschwungen worden, aufreizend hatte das Papier geknistert, böse funkelten nun die Augen und schlagfertig hoben sich die Faust.

Aber es sollte nicht zur Fortführung d e i e r Politik mit anderen Mitteln kommen.

Urpölich erhielt jeder der Diplomaten eine vollstafte Packpfeife. Beide iperrten Mund und Nase auf. Dann blieben sie wie hypnotisiert sitzen.

Nus dem Dunkel des Abteils aber löste sich eine dritte Gestalt.

Es war der Doktor Wiklipuöli, der dort bis dahin unbemerkt geseßen und jezt die hochdramatische Handlung durch Watschenausstellung in Erstickung verlegt hatte.

Dr. Wiklipuöli nahm eine seine Säge heraus und jagte dem Deutschen die Gehirnschale ab. Er tat dies so vorsichtig, daß nicht ein Ripfelchen des Gehirns verlegt wurde. Dann hob er die Schale ab und nahm das Gehirn heraus.

„Ah, was da zum Vorschein kam!“

Zuerst ein Leitartikel der Abendpost. Dann ein Exemplar der Bogutshüzer Zeitung. Dann sechs Abendposten, fünf Schwarze Adler, ein Photographie Wilhelm II., ein Verdienstkreuzentwurf und schließlich ein riesiger Ballen Papier. Wiklipuöli durchblättere ihn: lauter Ostelsche Abendposten! Alles war mit einer äußerst lidenhaften Masse verklebt und durchtränkt. Diese Masse war Gedächtnis.

Kopfschüttelnd legte Wiklipuöli das merkwürdige Gehirn ins Gepäck. Dann jagte er in der gleichen Weise dem Pole die Gehirnschale durch und hob sie ab.

Tasfelle Bild!

Zuerst ein Leitartikel der Gazeta Propolska. Dann ein Exemplar der Gazeta Budkoma. Dann fünf Weiße Adler, eine Ansicht von Warschau und schließlich ein riesiger Posten Gazetas Propolskas, mit dem gleich lidenhaften Gedächtnis verklebt und durchtränkt.

Nach dieses Gehirn legte Wiklipuöli ins Gepäck.

Dann unterjuchte er mit einem riesigen Vergrößerungsglas die beiden leeren Gehirnhöhlungen. Nach langer Arbeit fand er, was er suchte. Ganz zu unierst, von den schweren Papierballen verdrängt, lagen in jedem Gehirn ein winziges Quentchen Bestand und ein noch winzigeres „Eigene Meinung“. Beide hatten sich unter dem Druck der papiernen Last nicht entwickeln können. Wiklipuöli betraufelte diese Dinge mit einer nach Phosphor riechenden Flüssigkeit. In wenigen Minuten wuchsen die winzigen Teilchen zu einer Masse empor, die das Gehirn fast ausfüllte. Wiklipuöli kratzte noch etwas von dem Gedächtnis dazu und deckte dann die Gehirnschalen darüber. Dann blies er die noch immer wie erstarrt Tasfenden an, und sie erwachten zum Leben.

Wortlos ergriff jezt seine Zeitung und begann zu lesen. Möglich lachte der Pole auf:

„Ah, was, da fohlen in Polen, wo im Krieg so fürchtbar gekien hat, bloß 1 Pf. Schulden auf den Kopp fohmen un jelsp in dem reichen England viel mehr! Na, so tum sin wir doch nich!“

Und der Deutsche:

„Na, na! Die Hallerarmee, da klapt jezt schon mindestens zum zehnten Male zujamen, ja, ja, wenn man bloß den Zeitungen ahles glauben sohlt!“

„Sagen Sie mal.“ sprach hier plötzlich Doktor Wiklipuöli, „warum kümmern Sie sich denn eigentlich so um das Deutsche Reich und um Polen, sind Sie aus dem Reich un Sie aus Polen?“

„Nein, ich bin Oberschlesier!“

„Ich bin auch Oberschlesier! Aber wir müssen uns kümmern, denn Oberschlesien kommt entweder zu Deutschland oder zu Polen!“

„Kann! Sie sprechen ja beide plötzlich fehlerlos?“

„Natürlich geht fehlerlos, wenn wir wollen; aber wir wollen gewöhnlich nicht, weils uns so besser runter geht!“

„Na, dann tum Sie sich bloß keiner Zwang an, ich höre Sie gern so iprechen, wie Sie vorhin gelprochen haben. — Was ich sagen wollte: Sie kümmern sich also um Politik,

weil Sie sich unerrichten wollen, wo es besser für Sie sein wird?“

„Ja!“

„Ja!“

„Das ist vernünftig; und wie machen Sie denn das?“

„No, ich jeze immer Gazeta Propolska!“

„An ich immer Ostelsche Abendpost!“

„Und da erfährt jeder von Ihnen genau, wie alles ist!“

„No, hem müßte ich laßen ibber Gazeta Propolska ibber polnische Schulden!“

„An ich müßte laßen ibber dem zehnten Zusammenbruch von die Hallerische Armee in die Abendpost!“

„Aha, Sie glauben nicht alles, was Ihre Zeitungen schreiben. Sie haben eine eigene Meinung! Das gefällt mir!“

„Na, un ich wer mir jezt zu die Gazeta Propolska noch eine deutsche Zeitung halten, damit ich kahn vergleichen!“

„Un ich wer ein Gleiches tun!“

„Abber.“ sprach der Pole weiter, „da is immer noch jäh schwer, eigene Meinung machen kemp!“

„Man müßt.“ sprach der Deutsche, „eine Zeitung cham, wo die ober-schlesische Leuten, die was verstehen, jelsp ihre eigene Meinung einschiden hier ahle Lesern!“

„Na, wen so eine Zeitung war, da mecht gutt sein, da mecht man auch wissen, was jeder denkt!“

„Aber meine Herren.“ rief da Doktor Wiklipuöli, wir haben ja schon eine solche Zeitung!“

Und er reichte den sich ihm begierig entgegenstreckenden Händen zwei Exemplare des „Oberschlesiers“.

„Der Oberschlesier.“ murmelten die beiden, „gutter Abberschrift!“

Dann lasen sie eifrig.

Als sie fertig waren, atmeten sie auf, wie von einer schweren Last befreit. Sie saßen sich lange an, und plötzlich brückten sie sich die Hände. Es war ein warmer, brüderlicher Händebdruck!

„Sch glaube“, sprach der Pole, „wir cham ganz vergesse, daß wir aus ein un demselben Dorfe stammen.“

„Dah uns dem Doktor danken.“ rief der Deutsche.

Aber Doktor Wiklipuöli war plötzlich weg.

Beim Aufblicken gewahrten die nun Geentten ihre alten Gehirnschüssel im Gepäck. Sie ergriffen sie, öffneten die Fenster, un eins slog rechts und eins links in das Dunkel hinans.

Hans Pilot.

Luffige Kapper.

A. Oberbüch.

Im Gleiwitzer Stadtwald. Er gukt ihr über sein Bierglas hinweg lange ins Gesicht: „Ladellose Zähne haben Sie, Fräulein Marianne!“ Sie — mit einem schämigen Blick auf die Armbanduhr: „Die Frau Direktor hat aber auch eine tadellose Zahnbürste!“

Jugend von heute. „Du, warum haut sich denn der Magik so mit seinem klein' Bruder?“

„Na, weizte, bei den' hats bloß ein' Hauschüssel, — und nun will ihn jeder haben!“

Heiratsout. „Was doch die Menschen jezt heiraten, — ach je, ach je!“

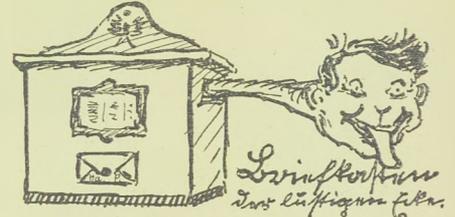
„Nanu, seh'n Sie, das kommt alles von der Wohnungsnot: die Zimmervermieter sind ja jezt so unverjämmt, — die treiben die Leute zur Verzweiflung!“

Jordanymphonie. Sie: Hältst Du es auch für nötig, bei der Auswahl der Kleiderfarbe die Gesichtsfarbe zu berücksichtigen?

Er: Warum nicht! Der Kollege Müller nimmt den Hut immer passend zum Haar und die Krawatte passend zur Nase.

Mein kleiner Nefte schrieb mir zu Weihnachten folgende Karte:

Lieber Onkel! Ein frohes, recht frohes Fest und ein neues, recht neues Jahr wünscht Dir mit tausend Grüßen Dein treuer Franz.



Geleitet von Sefflik Klappidudek.

Kentier Jüder Sezm. unter: Dämlich 2. Irre Frage: Ich möcht meine Frau zu Geburtstags was schenken, abber was wirtlich Gutes, was irr meine Danbarkeit zeigen sohl; den sie is jung, hipfich, troi, sippt mir, flegt mir gutt, foch vorzigglisch, redet nich zufill un „spült nich Klavier. Was meinen Sie:

Antwort: Ich meine, Sie sohlen mir nich foppen, Sie tumen Hund! Den so eine Frau gips nich!!

Fräulein Maritta Pösch, unter: „Herzlippen 33.“ Ich sohl Ihnen einen Kleidung empfehlen, wo elegant un fier sohmerliche Gize gutt is, nich vill Stof väschwendet, wenig Geld kost un Aufsejen mach?!

Also sohen: Nehm Sie Badeseife!

Vaueverfchleier Franzel Blösch, unter: tüchtig 18. Sie fragen, wiewill Zitterl bei ein Hausbau karputt gehn, wen das Haus ach Bagger lang, sim Metter breit un neu Metter doh is.

Antwort: Sie cham dem Abohnemangskwittung nich eingehand.